# Starkhand.

## Vierter Theil.

# Starkhand.

Von

## Gustav Aimard.

Aus dem Französischen übertragen

von

**K. Th. Zianitzka.**

Verfasserin von „Der Roman eines Dichterlebens (Göthe.)"

Vierter Theil.

Leipzig.

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

1863.

# I.

## Die Legende.

Donna Esperanza tauſchte einen Blick mit dem Sachem aus, und nachdem ſie ſich einen Augenblick geſammelt hatte, wie um ſich zu beſinnen, hob ſie mit ihrer ſanften und ſympathetiſchen Stimme, indem ſie ſich an Donna Marianna wendete, alſo zu ſprechen an:

„Bevor ich meine Erzählung beginne, theures Kind, muß ich Ihnen offenbaren, daß ich zu dem Stamme der Asteken gehöre und in gerader Linie von den ehemaligen Königen dieſes Volks abſtamme. Die in ihrer Form einfache Erzählung, die Sie hören werden, iſt von der größten Genauigkeit und hat ſich ſeit Jahrhunderten unverſehrt unter uns erhalten. Ich hoffe," ſetzte ſie mit Nachdruck hinzu, „daß ſie Sie intereſſiren wird."

Sich ſodann an einen der Diener wendend, der regungslos hinter den Gäſten ſtand, ſagte ſie:

„Bringt die Quipos.“

Der Diener ging hinaus und kam gleich darauf wieder mit einem Sack von mit Wohlgerüchen durchdufteter Tapirhaut, den er ſeiner Herrin mit einer Verbeugung überreichte. Dieſe nahm ihn aus ſeiner Hand, öffnete ihn und nahm mehre lange Schnüre heraus, die aus Fäden von verſchiedenen Farben zuſammengeflochten und von Entfernung zu Entfernung durch Knoten, Muſcheln und Samenkörner abgetheilt waren.

Dieſe Schnüre werden Quipos genannt. Sie dienen den Indianern, um das Andenken an Ereigniſſe zu bewahren, die vor undenklichen Jahren ſtattgefunden haben, und erſetzen die Bücher; doch gehört ein beſonderes Studium dazu, um dieſe Quipos zu verſtehen, und wenig Perſonen ſind im Stande, ſie zu entziffern, um ſo mehr, da die Indianer, welche die Geheimniſſe ihrer Geſchichte mit Eiferſucht bewachen, nur einer ſehr geringen Anzahl von Adepten geſtatten, deren Erklärung zu lernen, wodurch es den Weißen faſt unmöglich gemacht wird, die Geſchichte der Indianer kennen zu lernen.

Nachdem Donna Esperanza die Quipos aufmerkſam betrachtet hatte, wählte ſie einen aus, that die andern wieder in den Sack zurück, den ſie verſchloß, und die Knoten dann zwiſchen ihren Fingern rollen laſſend, ungefähr wie ein Mönch die Körner ſeines Roſenkranzes laufen läßt, begann ſie ihre Erzählung.

Digitized by Google

Aus Furcht dieſe Legende zu entſtellen, deren Wahrhaftigkeit nicht bezweifelt werden kann, und die wir ſelbſt in einem Dorfe der Papagos haben erzählen hören, laſſen wir ihr alle ihre naive Rauhigkeit, ohne zu ſuchen, ſie durch rhetoriſche Blumen europäiſcher Art zu verſchönern, die ihr, nach unſerer Anſicht, im Gegentheil ihr eigenthümliches Gepräge rauben würden.

Donna Esperanza nahm das Wort in dieſer Weiſe:

„Zu einer gewiſſen Epoche des Jahres," hob ſie an, indem ſie den Quipos abzukörnen begann, der ihr ſo zu ſagen als Buch diente, „lange vor dem Erſcheinen der Weißen auf dem Gebiete der Rothhäute, faßte eine zahlreiche Bande, die aus verbündeten Chichimeken und Tolteken beſtand, welche an den Seen wohnten und unzufrieden waren, den Entſchluß, nach Süd-Oſten auszuwandern, um die Biſons zu verfolgen, und ſie führten dieſen Entſchluß aus.

„Am Salzſee theilten ſie ſich, die Zurückbleibenden fuhren fort, ihren urſprünglichen Namen zu führen, während die Andern aus einer unbekannten Urſache ſich fortan Comanchen nannten. Dieſe, die unternehmender waren, als ihre Brüder, ſetzten ihre Reiſe fort, bis ſie an das Ufer des Rio Gila kamen, wo ſie auf dem Strande lagerten und ſich abermals theilten; die eine Hälfte beſchloß, nicht weiter zu ziehen; die andere, welche die Wanderung fortſetzen wollte, gaben dieſer Bande den Namen der großen Ohren; aber die

Weißen, die sie zuerst entdeckten, nannten sie die Opatas. Der Rest der Truppe setzte seinen Weg in derselben Richtung fort, und sie fanden den Rio Bravo del Norte an der Mündung des Rio Puerco. Es waren ihrer nur noch zwei große Häuptlinge geblieben. Sie gaben sich den Namen Neu-ta-che, welches soviel heißt, als Jene, die an die Mündung gelangen. Der Eine ihrer Häuptlinge hatte einen einzigen Sohn und der andere eine sehr schöne Tochter; diese jungen Leute liebten sich. Aber dieses erregte den Zorn des Vaters von dem unglücklichen jungen Mädchen in so hohem Grade, daß er seine Leute zu den Waffen greifen ließ und sich zu einem Kampfe bereitete. Aber der Vater des jungen Mannes setzte über den Rio Gilo, und begab sich mit seiner Bande auf das Territorium, welches die Weißen später Senora, dann Sonora nannten; dort ließen sie sich ständig nieder und bewohnten es friedlich bis zu der Zeit, da die Weißen, die immer auf die Entdeckung neuer Länder ausgehen, dahin kamen und nach manchen blutigen Kriegen sich dieses Länderstrichs bemächtigten.

„Die Comanchen hatten mehrere Städte in der Sonora gegründet, und zwar ihrer Gewohnheit gemäß in der Nähe der von ihnen entdeckten Gold- und Silberminen, die sie auszubeuten begannen.

„Unter diesen Städten hatte die reichste und bevölkertste einen Krieger zum Häuptling, der mit Recht berühmt war wegen seiner Weisheit im Rathe und seiner

Tapferkeit in der Schlacht. Dieſer Häuptling oder Tecuhtli, nannte ſich Quetzalmalin, das heißt die gewundene Feder. Sein Adel war hoch und beſonders ſehr alt, denn er behauptete mit Recht, in gerader Linie von Acamapichtzin,*) dem erſten König von Mexiko, abzuſtammen, und mit der Ehrfurcht, die unſere Väter für ihre Vorfahren hegen, hatte er deſſen Hieroglyphe auf ſeinem Totem (Fahne) angebracht, eine Hieroglyphe, die ſeine Nachkömmlinge treulich beibehalten haben, und die aus einer Hand beſteht, die ein Bündel Rohre umſchließt; ein ehrwürdiges Sinnbild, weil es die wörtliche Ueberſetzung des Namens des edeln Stammoberhauptes iſt. Die gewundene Feder hatte eine Tochter, die achtzehn Frühlinge alt, und dabei ſchlank und ſchön war; ſie hieß Ova, und lief über das Prairiegras, ohne es niederzudrücken, weg; ſanft, träumeriſch und ſchüchtern, wie die Jungfrau der erſten Liebe, hatte ſie ihre ſchwarzen Augen noch auf keinen der zahlreichen Krieger des Stammes gerichtet, die Alle ihr zu gefallen ſuchten.

„Ova trug die waſſergrüne Tunika mit einem Wampumgürtel um die Taille befeſtigt, der mit einer großen goldnen Schnalle befeſtigt war. Wenn ſie vor ihrem Vater tanzte, ſo entrunzelte ſich die Stirne des Greiſes und ein Sonnenſtrahl blitzte aus ſeinen Augen.

„Wenn Ova gewollt hätte, ſo hätte ſie einen der

*) Der, welcher Rohre in ſeiner Hand zuſammendrückt.

einflußreichsten Häuptlinge der Nation heirathen können; alle träumten von ihren langen Haaren, die von einer rothen Schnur festgehalten, in langen Flechten auf ihre Schultern fielen, und von den mit Goldkörnern durchsäeten Muschelarmbändern, die ihre Handgelenke, ihren Hals und die Knöchel ihrer nackten Füße umschlossen, die so klein waren, daß sie sich alle überredeten, daß sie nicht ginge, sondern über die Felder wegflöge.

„Ihr Vater hatte ihr oft zu verstehen gegeben, daß es Zeit sei, sich einen Gatten auszusuchen; aber Ova schüttelte lächelnd den Kopf; sie war ja glücklich; der kleine Vogel, der zu den Herzen der jungen Mädchen spricht, hatte sie sein süßes Liebesgezwitscher noch nicht hören lassen.

„Es kam jedoch ein Augenblick, in dem Ova plötzlich ihre sorgenlose Heiterkeit verlor; das bisher so lachende, lebenslustige Mädchen wurde träumerisch und gedankenvoll — denn sie liebte.

„Ova suchte ihren Vater auf; der Häuptling präsidirte in diesem Augenblick in der Medicinhütte bei dem großen Rathe der Nation. Das junge Mädchen schritt vorwärts und kniete ehrfurchtsvoll vor ihrem Vater nieder.

„Was verlangst Du, meine Tochter?“ sagte er und fuhr ihr sanft mit den Fingern durch die langen Haare, die fein waren, wie Aloefäden.

„Mein Vater,“ erwiderte sie mit bescheiden nieder-

geſchlagenen Augen, „mein Vater, ich liebe und werde geliebt.“

„Meine Tochter, welches iſt der Name des Häuptlings, der ſo glücklich iſt, daß Deine Wahl auf ihn fiel?“

„Er iſt kein Häuptling, mein Vater; er iſt vielleicht einer der unbekannteſten Krieger des Stammes, obgleich er einer der tapferſten iſt; er arbeitet in der Dir gehörenden Goldmine.“

„Der Häuptling runzelte die Stirne, ein zorniger Blitz ſchoß aus ſeinen Augen.

„Mein Vater,“ hob das junge Mädchen, die Knie des Greiſes umfaſſend, wieder an, „mein Vater, wenn ich ihn nicht zum Manne bekomme, ſo werde ich ſterben.“

„Der Häuptling betrachtete einen Augenblick ſeine Tochter; ſie ſah ſo traurig und in ihr Schickſal ergeben aus, daß das Herz des Häuptlings von Mitleid ergriffen wurde; er liebte ſeine Tochter, die ſein einziges Kind war, denn der Herr des Lebens hatte ihm die andern genommen, um in den glückſeligen Prairien der Jagd obzuliegen. Der Greis wollte nicht haben, daß ſeine Tochter ſterben ſollte.

„Du wirſt den Mann heirathen, den Du liebſt,“ ſagte er.

„Verſprichſt Du es mir auf den geheiligten Totem der Nation, mein Vater?“

„Ich verſpreche es auf den geheiligten Totem der Nation; rede alſo ohne Furcht; welches iſt der Name des von Dir geliebten Mannes?“

„Er nennt ſich die Wolkenſchlange, mein Vater.“

„Der Greis ſeufzte.

„Er iſt ſehr arm,“ murmelte er.

„Ich bin ja reich genug für zwei.“

„Nun gut, Du wirſt ihn heirathen, meine Tochter.“

„Ova erhob ſich ſtrahlend von Glück und Freude; ſie grüßte die Verſammlung und verließ die Medicinhütte.

„Die Wolkenſchlange war allerdings arm, ſogar ſehr arm, da er gezwungen war, in der Goldmine zu arbeiten, aber er war jung, war tapfer, und galt für den Schönſten unter den Kriegern ſeines Alters.

„Groß, ſtark und muskelvoll bildete die Wolkenſchlange gegen die blaſſe, zarte Ova einen ſo grellen Gegenſatz, wie ein edler Biſon mit einer anmuthigen Antilope; aber vielleicht war gerade aus dieſem Gegenſatz ihre Liebe entſtanden.

„Wie arm der junge Mann auch war, ſo fand er doch noch Mittel, ſeine Braut mit wohlriechendem Bärenfett, Halsbändern von Alligatorzähnen und Wampumsgürteln zu beſchenken.

„Die jungen Leute waren glücklich. So kam der Vorabend ihrer Hochzeit heran; die Wolkenſchlange hatte zu Ova's Füßen goldne Schnallen und zwei Armbänder von Muſchelwerk und Goldkörnern niedergelegt.

„Ova hatte dieſe Geſchenke lächelnd angenommen und ſagte beim Abſchied zu ihrem Bräutigam:

„Adieu! Wir trennen uns heute, um uns morgen wiederzuſehen und auf immer vereinigt zu werden.“

„Am andern Tage kam die Wolkenſchlange nicht.

„Ova wartete einige Monate lang; die Wolkenſchlange erſchien nicht wieder.

„Auf Befehl des Häuptlings wurde der junge Mann in dem ganzen Lande geſucht, aber alle Bemühungen blieben fruchtlos. Niemand hatte ihn geſehen, Niemand hatte von ihm ſprechen gehört.

„Die Wolkenſchlange lebte nicht mehr, außer in Ova's Herz.

„Sie beweinte ihn; man wollte ſie überreden, daß er ausgezogen ſei, um die bleichen Geſichter zu bekriegen; Ova ſchüttelte verneinend den Kopf und wiſchte ihre Thränen ab.

„Vierzig Mal bedeckte der Schnee die Gipfel der Berge, ohne daß man das Geheimniß des Verſchwindens der Wolkenſchlange ergründen konnte.

„Eines Tags arbeiteten die Arbeiter in der Goldmine, die dem Vater Ova's gehört hatte, und die jetzt ihr Eigenthum war, und indem ſie tiefer in einen alten, ſeit langen Jahren aufgegebenen Gang eindrangen, fanden ſie einen Leichnam, der ſo wunderbar erhalten war, wie die Mumien der Teocalis unter ihren Leinwandſtreifen.

„Die Krieger eilten in Menge herbei, um dieſe ſonderbare Mumie zu betrachten, die mit der Tracht aus einer andern Zeit bekleidet war, und den Niemand unter der Nation ſich erinnerte, jemals geſehen zu haben.

„Die indeſſen alt gewordene Ova, die, um ihrem Vater gefällig zu ſein, nachdem ihre letzte Hoffnung erloſchen war, den Oberhäuptling der Nation geheirathet hatte, begab ſich mit ihrem Manne an den Ort, wo der Leichnam den Blicken der Neugierigen ausgeſtellt war.

„Plötzlich zuckte ſie zuſammen, ihre Augen füllten ſich mit Thränen, ſie hatte die Wolkenſchlange erkannt, die noch eben ſo ſchön, noch eben ſo jung ausſah, als an dem Tage, da ſie von ihm in der Hoffnung auf ihre nahe Verbindung geſchieden war. Sie dagegen, mehr noch durch den Schmerz als durch die Jahre gebeugt, war ein zitterndes, altes Mütterchen.

„Ova wollte, daß der Leichnam des Mannes, den ſie auf dem Punkte geweſen war, zu heirathen, und dem der Geiſt des Böſen ihr geraubt hatte, wieder in den Minengang gebracht werden ſollte, aus dem man ihn nach vierzig Wintern zu Tage gefördert hatte. Auf Befehl der Häuptlingin, wurde die obgleich ſehr reiche Mine verſchüttet und aufgegeben.

„Ova ließ auf den Stein, der den Körper ihres Bräutigams bedeckte, eine Hieroglyphe eingraben, deren Sinn folgender iſt: „Dieſe Grabſtätte iſt ohne Körper, dieſer Körper iſt ohne Grabſtätte, aber er ſelbſt iſt zugleich Grabſtätte und Körper.“

„Das iſt,“ ſchloß Donna Esperanza, indem ſie den Quipos weglegte, „das iſt die Geſchichte der ſchönen Ova, der Tochter der gewundenen Feder und der

Wolkenschlange, des Minengräbers, wie sie sich ereignet hat, und wie Ova selbst es angeordnet hat, daß sie durch einen besondern Quipos zur Erinnerung der zukünftigen Racen aufbewahrt werde."

Donna Esperanza schwieg nach diesen Worten.

Es trat ein augenblickliches Stillschweigen ein.

„Nun, Senorita, hat Ihnen diese Legende gefallen?" fragte der Sachem.

„Sie ist gerade durch ihre Einfachheit sehr rührend, Senor," antwortete das junge Mädchen; „nur herrscht etwas Unbestimmtes in dieser Erzählung, das nach meiner Ansicht dem Interesse bedeutenden Eintrag thut."

Feuerauge lächelte sanft.

„Nicht wahr," sagte er, „Sie finden, daß man den Ort, wo die Vorgänge dieser Geschäfte stattfanden, nicht genau genug kennt; die Sonora ist weit ausgedehnt, und die Stadt, in der die gewundene Feder den Befehl führte, ist nur sehr oberflächlich angedeutet."

„Verzeihen Sie, Senor," erwiderte erröthend das junge Mädchen, „diese geographischen Andeutungen, die allerdings sehr nützlich sein mögen, um den Ort festzustellen, wo irgend ein Ereigniß stattfand, interessiren mich persönlich nur sehr wenig. Was ich unvollständig finde, ist die Geschichte an und für sich selbst, an dem Uebrigen ist nur wenig gelegen."

„Das ist sie allerdings mehr, als Sie es vielleicht vermuthen, Senorita," hob der Sachem wieder an.

„Doch belieben Sie, ich bitte, Ihre Frage genauer zu ſtellen.“

„Mein Gott, Senor, entſchuldigen Sie mich; ich habe mich noch nicht gänzlich von der Ueberraſchung erholt, welche mir die ſeit einigen Stunden erlebten Ereigniſſe verurſachen, und ohne Zweifel drücke ich mich gegen meinen Willen ſchlecht aus.“

„Was wollen Sie ſagen, Senorita, und auf welche Ereigniſſe ſpielen Sie an?“

„Auf jene, die in dieſem Augenblicke ſelbſt vorgehen. Von zu Hauſe weggegangen, um eine Unterredung mit einem Waldläufer zu erlangen, von dem ich vermuthete, daß er unter freiem Himmel lagere und das an Entbehrungen reiche Leben ſeiner Mitbrüder theile, finde ich im Gegentheil Perſonen, die mich mit Zuvorkommenheit überſchütten, und unter einem indianiſchen Anſchein alle Verfeinerungen der höchſten Civiliſation verbergen. Sie begreifen, daß dieſer ſonderbare Widerſpruch mit Dem, was mich umgiebt, mich wundern, ja, faſt erſchrecken muß, mich, die ich ein junges Mädchen bin, das wenig von den Dingen dieſer Welt weiß, das einen Schritt gethan hat, den gewiß viele Leute mißbilligen würden, wenn ſie ihn kennten.“

„Sie gehen zu weit, mein liebes Kind,“ erwiderte Donna Esperanza mit einer zärtlichen Umarmung; „was Sie hier gefunden haben, darf Sie keineswegs wundern; mein Gatte iſt einer der erſten Häuptlinge in der großen Verbündung der Papagos; er und ich

haben in frühern Zeiten unter den Weißen gelebt. Indem wir uns in die Wüste zurückgezogen, haben wir alle unsere civilisirten Gewohnheiten mit dahin genommen; das ist das ganze Geheimniß. Was den von Ihnen unternommenen Schritt betrifft, so ist Nichts damit verbunden, was nicht höchst ehrenvoll für Sie wäre."

„Ich danke Ihnen für diese wohlthuenden Worte, und für die Auslegung, die Sie einem Schritte zu geben belieben, der vielleicht ein Wenig leichtsinnig unternommen und noch leichtsinniger ausgeführt wurde."

„Bereuen Sie ihn ja nicht, Senorita," sagte Feuerauge; „vielleicht hat dieser von Ihnen gethane Schritt die Angelegenheiten Ihres Vaters mehr gefördert, als Sie glauben."

„Was die Geschichte Ova's betrifft," nahm Donna Esperanza mit einem gütigen Lächeln wieder das Wort, „so sollen Sie jetzt hören, wie sie ausging. Die arme Frau starb einige Tage nach der Auffindung der Leiche ihres Bräutigams, dessen Andenken sie stets heilig bewahrt hatte; in ihrer letzten Stunde drückte sie den Wunsch aus, im Tode mit Dem vereinigt zu werden, von dem sie im Leben getrennt worden war. Ihr letzter Wille wurde erfüllt; die beiden Verlobten ruhen neben einander in der Goldmine, deren Eingang alsobald wieder verschüttet wurde, und der bis zu dem heutigen Tag nicht mehr geöffnet worden ist."

„Ich danke Ihnen, Senora, für die Vervollstän-

digung Ihrer Erzählung. Nur," ſetzte Donna Marianna mit einem Seufzer hinzu, „nur muß dieſe Goldmine, meiner Anſicht nach, ſehr unergiebig ſein, da die Spanier, als ſie ſich dieſes Landes bemächtigten, nicht verſucht haben, ſie auszubeuten."

„Sie iſt im Gegentheil ſehr reich und ergiebig, liebes Kind; aber Ova's Geheimniß wurde ſo gut bewahrt, daß die Spanier das Vorhandenſein dieſer Mine gar nicht ahnten."

Die beiden Damen waren allein geblieben, der Sachem und ſein Sohn hatten das Zelt verlaſſen.

„Das iſt ſonderbar," murmelte das junge Mädchen, mehr die eigenen Gedanken, als die Worte der Donna Esperanza beantwortend.

Die Beharrlichkeit, womit dieſe Dame immer wieder auf die Legende zurückkam, wunderte und intereſſirte ſie wider Willen; eine geheime Ahnung ſagte ihr, daß dieſe anſcheinend ſo unbedeutende Erzählung einen verborgenen Zweck habe, deſſen Wichtigkeit ihr noch entging, die ſie jedoch vor Begierde brannte, zu entdecken. Donna Esperanza folgte aufmerkſam auf ihrem Geſichte den verſchiedenen Gefühlen, die ſie innerlich bewegten und die ſich in ihrer ausdrucksvollen Phyſiognomie erkennen ließen, wie in einem Spiegel.

Sie hob wieder an.

„Sie ſollen hören, warum dieſe Mine nicht entdeckt wurde, als die Spanier ſich der Stadt bemächtigten, in der ſie ſich befindet. Sie war ſeit langer Zeit ver-

schüttet; die Bewohner der Stadt wurden von den Eroberern getödtet oder verjagt; die, welche dem Blutbade entgingen, hüteten sich wohl, ihren Unterdrückern dieses wichtige Geheimniß zu offenbaren. Diese zerstörten die Stadt und erbauten eine ungeheuer große Hacienda auf ihren Minen."

„Aber wie sind denn alle diese Thatsachen — verzeihen Sie mir, Senora, daß ich Sie so frage — zu Ihrer Kenntniß gekommen?"

„Aus einer sehr einfachen Ursache, mein liebes Kind; Ova war meine Urgroßmutter, die Kenntniß von dem Vorhandensein dieser Mine ist also für mich ein Familiengeheimniß. Ich bin jetzt vielleicht noch die Einzige in der Welt, welche die genaue Lage dieser Mine kennt."

„O, jetzt verstehe ich Sie," rief das junge Mädchen, das ganz nachdenkend geworden war.

„Nun, nicht wahr, liebes Kind," hob die alte Dame, sie unterbrechend, mit Güte wieder an, „nun suchen Sie zu errathen, warum, statt Sie von den wichtigen Angelegenheiten sprechen zu lassen, die Sie zu uns geführt haben, mein Sohn Sie angereizt hat, mich um diese Erzählung zu bitten, und warum ich, ohne Mitleid für Ihren kindlichen Schmerz eingewilligt habe, es zu thun, und warum ich sogar jetzt noch, da sie beendigt ist, darauf bestehe, Sie von den geringsten Einzelnheiten zu unterrichten?"

„Das junge Mädchen verbarg das Geſicht an dem Buſen der alten Dame und zerfloß in Thränen.

„Ja," ſagte ſie, „Sie haben mich verſtanden, Senora, verzeihen Sie mir."

„Was ſoll ich Ihnen verzeihen, liebes Kind? Ihren Vater zu lieben? Nein, nein, Sie haben im Gegentheil Recht. Aber Sie ſind keine gewöhnliche Organiſation; obgleich Sie uns erſt ſeit wenig Stunden kennen, ſo haben Sie doch bereits meinen Charakter hinreichend würdigen gelernt, um die Theilnahme zu erkennen, die ich für Sie hege, nicht wahr?"

„O ja, ich glaube Ihnen, Senora, es iſt mir ein Bedürfniß, Ihnen zu glauben."

„Nun, tröſten Sie ſich, liebes Kind, weinen Sie nicht ſo, oder ich werde gezwungen ſein, mit Ihnen zu weinen, und ich habe dieſer nicht enden wollenden Erzählung noch einige Worte beizufügen."

Das junge Mädchen lächelte unter Thränen.

„O, Sie ſind gütig, Senora," ſagte ſie.

„Nein, ich liebe Sie, theures Kind, das iſt Alles, und ich liebe Sie ſchon ſehr lange," ſetzte ſie mit einem Seufzer hinzu.

Donna Marianna ſah ſie erſtaunt an.

„Nicht wahr, das wundert Sie?" begann ſie wieder; „nun, ich begreife das. Doch genug für jetzt über dieſen Gegenſtand, meine Schöne, und kommen wir wieder auf Das zurück, was ich Ihnen eigentlich ſagen wollte."

Digitized by Google

„Ich höre Sie an, Senora.“

„Ich will Ihnen jetzt ſagen, wo die Stadt, in der Ova lebte, geſtanden hat, und welches ihr Name geweſen. Die Stadt hieß Cibola.“

„Cibola!“ rief das junge Mädchen.

„Ja, Cibola, liebes Kind, und auf ihren Trümmern wurde ſpäter durch Ihre Vorfahren, den Marquez de Moguer, die Hacienda del Toro erbaut. Begreifen Sie mich jetzt, liebes Kind?“

Ohne zu antworten warf ſich Donna Marianna in die Arme der Donna Esperanza, die ſie zärtlich an an ihre Bruſt drückte.

## II.

### Kidd taucht wieder auf.

Mit Wuth im Herzen hatte Kidd das Dorf der Papagos verlaſſen und ſchmiedete in ſeinem Kopfe die ſchrecklichſten Rachepläne zuſammen; nicht, daß der Räuber in der Tiefe ſeiner, von dem Verbrechen krebsartig angefreſſenen Seele noch irgend eine empfindliche Saite gehabt, die ein edles Gefühl hätte in Schwung bringen können — nicht, daß ihm Etwas

daran gelegen hätte, vor Allen beſchimpft und verjagt worden zu ſein als der Verächtlichſte unter den Verächtlichen, das war von einer ſehr geringen Wichtigkeit für ihn, denn Demüthigungen glitten von ihm ab, ohne ihn zu berühren — ſondern was ihn in Wuth ſetzte, war, daß er durch den von Starkhand geſtellten Antrag plötzlich das Glück verſiegen ſah, das Don Markos de Niza einen Augenblick vor ſeinen habgierigen Augen hatte glänzen laſſen, und das er gehofft hatte, in Folge von Angebereien und Verräthereien in Geſtalt von Goldunzen in ſeine weiten Säcke zu verſenken.

Jetzt war nicht mehr daran zu denken; die geringen Aufſchlüſſe, die er vielleicht zufällig noch würde geben können, würden nicht wichtig genug ſein, um nach dem Preiſe bezahlt zu werden, wie ihm die früheren bezahlt worden waren.

Dieſer Umſtand war geeignet, einen Mann, wie den Banditen, in Verzweiflung zu bringen, und er war auch wirklich in Verzweiflung.

Aber an wen ſollte er ſich halten.

Bei allen ſeinen andern Eigenſchaften hatte der Abenteurer auch noch die ſehr ſonderbare, für einen Mann ſeiner Art nur muthig zu ſein nach Art der Coyoten, die nur in Haufen angreifen und wenn ſie gewiß ſind, die Stärkeren zu ſein — das heißt, daß er von Grund aus feig war, ſobald es darauf ankam, einen Feind Aug' im Auge zu bekämpfen, daß er aber

kein Bedenken trug, ihn, hinter einem Buſche verborgen, zu meuchelmorden.

Der Abenteurer täuſchte ſich ſelber nicht über dieſe Beſonderheit ſeines Charakters, und ſchon der Gedanke, Streit mit Starkhand zu ſuchen, verurſachte ihm innerlichen Schrecken, der ſich ſelbſt äußerlich durch ein ſtarkes Zittern offenbarte.

So zog er denn traurig und voll Verzweiflung auf dem Wege nach dem Goldlager von Quitovac dahin, noch nicht wiſſend, ob er in dem Orte ſelbſt einziehen, oder ob er die Schritte weiter wenden und ſein Glück anderwärts ſuchen würde, als ſeine Aufmerkſamkeit auf die linke Seite des Weges gewendet wurde, wo er in dem hohen Graſe ein ungewöhnliches, fortdauerndes Wogen bemerkte.

Die erſte Bewegung des Banditen war anzuhalten, abzuſteigen und ſich klugerweiſe ſammt ſeinem Pferde hinter eine rieſige Aloe zu verbergen, die ihm als Schutzmauer diente.

Es iſt auffallend, in welch' hohem Grade im Allgemeinen die hängenswerthen Böſewichte, die das Leben Anderer für Nichts achten, den Inſtinct der Selbſterhaltung beſitzen, und wie groß die Liſt iſt, die ſie anwenden, um einer oft nur eingebildeten Gefahr zu entgehen.

Als der Räuber ſich wenigſtens für den Augenblick in Sicherheit hielt, fing er an, mit der größten

Sorgfalt das Wogen des Grases zu überwachen, welches ihm näher und näher kam.

So verging ungefähr eine Viertelstunde, dann that sich das Gras auseinander und der Räuber sah drei auf Maulthieren sitzende, völlig schwarz gekleidete Reiter auf sich zukommen. Mit jener Witterung, welche in so hohem Grade die Spitzbuben besitzen, um Polizei- und Gerichtsleute zu wittern, erkannte Kidd sogleich, daß diese drei Personen zu der edeln Gilde der Haltfeste gehörten. Ein Vierter, der ebenfalls ganz schwarz gekleidet war und dessen bissige Züge einen Ausdruck von Arglist und viehischer Bosheit hatten, schien ihm der Anführer der Andern, das heißt, ein Alguazilmayor zu sein, was wir in unsern Landen einen Gerichtsvollzieher nennen, eine Art Raubvogel, der weder ein Herz noch Eingeweide hat. Ein mit einer zerrissenen Unterhose bekleideter Manso-Indianer lief mit bloßem Kopf, bloßen Armen und nackten Beinen, zu Fuß vor den Pferden her und diente den Andern augenscheinlich als Führer.

„Holla, Jose," rief der Wichtigste dieser Männer, dem Indianer zu, indem er die allgemeine Redeweise gebrauchte, deren man sich bedient, um mit diesen armen Teufeln zu reden: „holla, Jose, gieb wohl Acht, daß Du uns nicht irre führst; Strolch, wenn Du die Rippen nicht eingeschlagen haben willst; wir müssen diesen Abend im Goldlager von Quitovac sein, wohin uns wichtige Geschäfte rufen."

„Sie werden dort sein, bevor zwei Stunden vergehen, Excellenza," erwiderte der Indianer mit einem höhnischen Lachen, „das heißt, wenn Sie, statt im Schritte zu reiten, sich entschließen, Ihrem Maulthiere die Sporen in die Seite zu stoßen, sonst werden wir nicht vor Sonnenuntergang dahin kommen."

„Valga me Dios!" rief voll Zorn der erste Frager, „was wird der Senator Don Rufino de Contreras, mein sehr geehrter Client, von mir denken, der schon seit mehrern Tagen meine Ankunft mit der größten Ungeduld erwarten muß."

„Na, na, Senor, Sie werden noch immer frühe genug hinkommen, um ehrliche Leute zu quälen, dafür habe ich keine Sorge."

„Was wagst Du zu sagen, Hallunke!" rief der Gerichtsvollzieher und erhob die in der Hand haltende Peitsche gegen ihn.

Der Indianer parirte mit einem Stock den Schlag, der sonst ohne Zweifel seine Schultern getroffen haben würde, und das Maulthier am Zaume ergreifend, wodurch es zur großen Verzweiflung seines Reiters sich bäumte, der die größte Anstrengung machte, um fest im Sattel zu bleiben, sagte er trocken:

„Nehmen Sie sich in Acht, Senor! Obgleich Sie mich Jose nennen und mich nicht besser behandeln, als ein Stück unvernünftiges Vieh, so befinden wir uns doch nicht in einer von Ihren civilisirten Städten, sondern in der Prairie; hier steht mein Fuß auf

meinem heimathlichen Haidekraut, und ich werde es nicht dulden, daß Sie sich eine Beleidigung gegen mich erlauben. Behandeln Sie mich wie einen Tölpel oder einen Simpel, das ist mir vollkommen gleichgültig, besonders, da Sie es thun und ich Sie vollkommen verachte; aber hüten Sie sich wohl, die geringste drohende Bewegung gegen mich zu machen, sonst gebe ich Ihnen augenblicklich mein Messer in die Rippen zu versuchen!"

Und also redend, ließ der Indianer vor den erschrockenen Augen des Gerichtsmannes ein langes Messer blinken, dessen bläuliche Klinge drohende Blitze warf.

„Du bist ein Narr, Jose! Ein vollständiger Narr!" rief der Andere, eine Ruhe zur Schau tragend, die er in diesem Augenblicke weit entfernt war, zu empfinden; „es ist mir nie in den Sinn gekommen, Dich beleidigen zu wollen, und nie werde ich es thun. Laß also, ich bitte Dich darum, den Zügel meines Maulthiers los, und laß uns friedlich unsern Weg fortsetzen."

„Gut so," sagte der Indianer mit seinem ewigen Hohnlachen, „so muß man reden, wenn wir gute Freunde bleiben sollen für die Zeit, die wir noch miteinander zu verbringen haben."

Und nachdem er den Zügel des Maulthiers hatte fahren lassen, fing er wieder an vorauszuschreiten mit jenem gymnastischen Schritt, der nur den Indianern eigen ist, und der ihnen erlaubt, tagelang gleichen

Schritt mit einem trabenden Pferde zu halten, ohne müde zu werden.

Das Gespräch zwischen den beiden Männern hatte ziemlich nahe bei dem Orte statt gefunden, wo Kidd versteckt war, so daß er kein Wort davon verlor. Plötzlich fuhr er zusammen; wahrscheinlich durchblitzte ihm ein Gedanke das Gehirn, denn nachdem er die Reiter sich hatte entfernen lassen, doch nicht weit genug, um sie nicht wieder einholen zu können, stieg er wieder zu Pferde, verließ das Dickicht und ritt ihnen nach, dabei zwischen den Zähnen murmelnd:

„Zum Teufel! In welcher Beziehung mögen denn diese Nachtvögel mit Don Rufino Contreras stehen? Nun, wir werden ja sehen ...“

An einer Biegung des Weges angekommen, erblickte er die Reiter in einer geringen Entfernung vor sich. Diese, durch das Geräusch der Hufstritte seines Pferdes, die auf dem trockenen Boden widerhallten, aufmerksam gemacht, warfen sehr beunruhigte Blicke hinter sich, um so mehr, da der Räuber, trotz des ungezwungenen Wesens, das er anzunehmen suchte, weder in seiner Haltung, noch in seiner Physiognomie Etwas hatte, was besonders zu seinen Gunsten eingenommen hätte. Polizeispürhunde konnten sich in Hinsicht seiner nicht täuschen; auch täuschten sie sich wirklich nicht, und erkannten ihn auf den ersten Blick für Das, was er wirklich war, das heißt, für einen Banditen. Aber in Mexiko, wie in so viel andern Ländern, die sich mit

Recht oder mit Unrecht für weit civiliſirter halten, ſind die Gerichtsvollzieher und die Spitzbuben aus gewiſſen Gründen im freundſchaftlichſten Einvernehmen miteinander, und wäre die Abgelegenheit des Ortes nicht geweſen, wo er ſich befand, ſo würde Don Porfiado Burro, wie ſich der Gerichtsdiener nannte, das Zuſammentreffen mit dem Abenteurer nicht beſonders unangenehm gefunden haben.

Dieſer fuhr fort, vorwärts zu reiten, indem er ſich ſehr anmuthig geberdete, mit ſeinem Pferde ſprach, ihm die Seiten mit den Sporen kitzelte und dahin galoppirte, die Fauſt ſtolz auf die Hüfte geſtützt und den Hut herausfordernd auf das rechte Ohr geſetzt.

„Schönen Mittag, Caballeros!“ ſagte er, zu dem Haufen der ſchwarzen Männer ſtoßend und den Zügel ſeines Pferdes leicht anziehend, damit es ſich nach dem Schritt der andern Thiere regele; „welch' glücklichem Zufall habe ich es zu danken, daß ich Ihnen ſo ſpät auf dieſem einſamen Wege begegne?“

„Der glückliche Zufall iſt auf unſerer Seite, Caballero,“ erwiderte höflich Don Porfiado. „Durch die Schuld dieſes verfluchten Indianers irren wir auf's Gerathewohl umher; ja, ich glaube ſogar, was er auch ſagen mag, daß wir uns verirrt haben, oder daß wir wenigſtens bald genug uns verirren werden.“

„Das könnte wohl möglich ſein,“ ſagte Kidd. „Wenn es nicht allzuneugierig wäre, ſo würde ich mir fragen erlauben, an welchen Ort Sie ſich zu be-

geben gedenken; und um Sie ganz sicher zu machen, werde ich Ihnen mit dem Beispiele des Vertrauens vorangehen. Ich begebe mich in das Goldlager von Quitovac."

„Ei sieh doch, das trifft sich ja vortrefflich," rief der Gerichtsdiener.

„Wie so?"

„Nun, weil ich ebenfalls dahin zu gehen beabsichtige. Sind wir noch weit entfernt von diesem Orte?"

„Kaum noch einige Meilen; wir werden in etwa zwei Stunden dort sein, und wenn Sie mir erlauben, die Stelle ihres Führers zu übernehmen, so werde ich mir ein wahres Vergnügen daraus machen, Ihnen den Weg zu zeigen, der, ich muß es gestehen, wirklich nicht so leicht zu finden ist."

„Ihr Vorschlag ist mir sehr angenehm, Caballero, und ich nehme ihn von ganzem Herzen an."

„Also abgemacht. Wenn Sie nicht in dem Orte bekannt sind; so werde ich Ihnen ein vortreffliches Wirthshaus angeben, wo Sie auf das Beste aufgehoben sein werden."

„Ich danke Ihnen, Caballero. Es ist das erste Mal, daß ich mich in das Goldlager von Quitovac begebe; ich bin Gerichtsvollzieher in Hermosillo."

„Gerichtsvollzieher!" rief der Räuber aufschreiend, „caraï, das ist ein schöner Stand."

„Ihnen zu dienen, wenn ich im Stande dazu sein

ſollte," antwortete Don Porfiado, indem er ſich ſelbſt=gefällig aufblies.

„Dazu ſage ich nicht nein," rief Kidd mit wichtiger Miene; „wenn man, wie ich, große Geſchäfte macht, ſo kann Einem die Bekanntſchaft mit einem ſo ausge=zeichneten Caballero, wie Sie einer zu ſein ſcheinen, nur ſehr vortheilhaft ſein."

„Sie beſchämen mich, Senor."

„O, danken Sie mir nicht, denn was ich Ihnen ſage, iſt der Ausdruck meiner Gedanken; ich äußerte ſogar vor einigen Tagen etwas Aehnliches gegen Don Rufino Contreras, der auch ſehr reich iſt, und folglich viele Proceſſe hat."

„Sie kennen alſo Don Rufino Contreras?" fragte der Gerichtsdiener mit einem Anfang von Zu=trauen.

„Welchen? Den berühmten Senator?"

„Ja, dieſen."

„Er iſt einer meiner beſten Freunde. Kennen Sie ihn denn auch?"

„Ja; er hat mich beauftragt, in ſeinem Namen gewiſſe Gläubiger zu verfolgen."

„Vive Dios! Das iſt ein ſonderbares Zu=ſammentreffen," rief der Abenteurer mit ſtrahlendem Geſichte.

„Welch' ein würdiger Senor!" rief der Gerichts=diener.

„Und wie rechtlich iſt er!" ergänzte der Bandit.

Die zwei Spitzbuben hatten sich verstanden; die Bekanntschaft war gemacht; unter Schurken erräth man sich an halben Worten, und das Vertrauen kommt dann natürlicherweise gleich nach.

Das Gespräch wurde in den schönsten Redensarten fortgesetzt. Kidd wußte den Andern geschickt auf den Weg der Mittheilungen zu führen, und dieser, welcher glaubte, mit einem Spießgesellen Don Rufino's zu thun zu haben, ließ sich hinreißen, ihm das Geheimniß der Aufträge mitzutheilen, womit er betraut war, und das kam so natürlich, ohne sichtbares Gedrängtwerden, denn der Gerichtsdiener war überzeugt, mit einem Manne zu sprechen, der vertraut sei mit allen diesen schimpflichen Ränken, und sie folglich eben so gut kenne, wie er selbst.

Im Ganzen erfuhr der Abenteurer das Folgende:

Don Rufino Contreras hatte aus irgend einem Grunde, den der Gerichtsbote nicht kannte, unter der Hand zu niedrigen Preisen alle Schuldforderungen der Personen aufkaufen lassen, denen der Marquez de Moguer Geld schuldig war; einmal im Besitz dieser Schuldscheine, hatte er alsobald unter dem Namen eines Dritten gerichtliche Verfolgungen gegen den Marquez begonnen, um ihm die wenigen Güter, die ihm noch übrig blieben, zu entreißen, darunter auch die Hacienda del Toro, auf deren Besitz er eine besonders große Wichtigkeit zu legen schien. Der von ihm bezeigte Wunsch, Donna Marianna zu heirathen, war nur eine

Lockspeise, die er dem guten Glauben Don Hernando's vorwarf, um seine Vorsicht einzuschläfern und seinen Verdacht zu beseitigen, und er war bestrebt, um jeden Preis Besitzer der Hacienda zu werden. Da er aber in den Augen des Marquez stets die Maske der Freundschaft vorbehalten wollte, mit deren Hilfe er ihn bisher täuschte, so hatte er die Verfolgungen einem ihm ergebenen Manne übertragen, mit dem Befehl, die Sache zum Aeußersten zu treiben und ja keinen Vergleich einzugehen. Don Porfiado Burro war der Gerichtsdiener, der ausgewählt worden, um zu instrumentiren; er hatte die bestimmtesten Verhaltungsregeln, die strengsten Befehle erhalten, und war entschlossen buchstäblich auszuführen, was er sehr nachdrücklich seine Pflicht nannte.

Trotz der lebhaften Sympathie, die wir für dieses unglückliche Land empfinden, sind wir doch gezwungen, zu gestehen, daß in Mexiko die Gerechtigkeit das lächerlichste, possenhafteste und zugleich entsetzlichste Unding ist, das man sich nur denken kann.

Die Richter, meistens Menschen von der grassesten Unwissenheit, denen ihr Gehalt nie ausgezahlt wird, suchen sich dafür schadlos an Denen zu halten, die sich an die Gerichtsbarkeit wenden, und die sie ohne Mitleid und ohne Scham brandschatzen; und das wird so weit getrieben, daß man gleich bei dem Beginn eines Processes weiß, wer gewinnen und wer verlieren wird, mag der Proceß nun ein Civil- oder ein Criminalpro-

zeß ſein, das iſt ganz gleichgültig, die Geldfrage entſcheidet Alles.

Um nur ein Beiſpiel anzuführen: „Ein Menſch begeht einen Mord; die Thatſache iſt erwieſen, iſt von Jedermann gekannt; der Mord ward auf offener Straße, bei hellem Sonnenſchein, vor den Augen von hundert Perſonen begangen.

„Die Verwandten des Ermordeten gehen zu dem Juez de lettras, das heißt, zu dem Criminalrichter; dieſer läßt ſich die Sache in allen Einzelheiten erklären, bleibt kalt und ruhig, ohne ein Zeichen von Billigung oder Mißbilligung zu geben; dann, wenn ſie fertig ſind, richtet er die einfache Frage an ſie:

„Haben Sie Zeugen?“

„Ja,“ antworten die Verwandten.

„Das iſt ſehr gut; und dieſe Zeugen ſind wahrſcheinlich gut beleumundete Leute, die einen gewiſſen Werth haben?“

„Ja, jeder von ihnen iſt tauſend Piaſter werth!“

„Hm!“ macht der Richter; „und wie viele ſind ihrer?“

„Zehn.“

„Welch ein Unglück!“ ſagte er alsdann mit ſeiner gutmüthigſten Miene, „Ihr Gegner, der mir, unter uns geſagt, ein ſehr ausgezeichneter Caballero zu ſein ſcheint, hat gerade eben ſo viel Zeugen als Sie; nur ſind die ſeinigen weit wichtigere Perſonen, denn jeder von ihnen iſt zweitauſend Piaſter werth.“

„Die Sache ist regulirt.

„Wenn die Verwandten des Ermordeten nicht reich genug sind, um den Mörder überbieten zu können, so wird dieser nicht nur nicht gestraft, sondern er wird als vollkommen unschuldig freigesprochen, und es steht ihm frei, für den nämlichen Preis, wenn es ihm beliebt, noch an demselben Tage einen andern seiner Feinde umzubringen.

„Das ist die Art, wie die Mexikaner die Gerechtigkeit verstehen. Man begreift also, daß Don Rufino Contreras, der drei bis vier Mal Millionair war, im Voraus gewonnenes Spiel gegen den Marquez hatte, dem sein Vermögenszustand nicht erlaubte, die Richter zu erkaufen."

Der Abenteurer hatte mit der ernstesten Aufmerksamkeit die Mittheilungen des Gerichtsboten angehört, die dieser, von dem Gegenstande hingerissen, ihm mit einer gewissen Gefälligkeit gemacht hatte.

Gewöhnt, in trübem Wasser zu fischen, hatte Kidd in diesen Mittheilungen eine Gelegenheit gefunden, einen guten Netzzug zu thun; sein Plan ward alsobald gemacht, und als er das Goldlager zu Gesicht bekam, war Alles bereits in seinem Kopfe entworfen.

Es war spät, als die Reisenden den Schlagbaum erreichten; die Sonne war längst untergegangen und die Schildwachen, obgleich sie den Abenteurer als einen zu ihrer Partei Gehörenden erkannten, machten dennoch

große Schwierigkeiten, um ihn nebst seinen Begleitern in den Platz einzulassen.

Sie verhandelten länger als eine Stunde außerhalb und nur auf den bestimmten Befehl des Commandanten, erhielten sie endlich die Erlaubniß, in den in einen Kriegsplatz verwandelten Ort einzudringen.

Kidd fuhr fort, seinen Begleitern als Führer zu dienen, und führte sie sogleich in ein Wirthshaus, wo er ihnen die Freiheit ließ, der Ruhe zu pflegen, nachdem er sie dem Wirthe warm empfohlen hatte.

Hierauf brachte er sein Pferd in den Corral, wo er es sorgfältig in eine Decke wickelte, dann den breiten Rand seines Hutes tief in die Augen drückend, um nicht erkannt zu werden, schlich der Räuber im Schatten bis an das Haus des Don Markos de Niza, und ging hinein.

Der Hauptmann war, wie wir bereits gesagt haben, zu jeder Stunde des Tags und der Nacht zugänglich für Die, welche ihm Nachrichten mitzutheilen hatten. In diesem Augenblicke befand er sich in demselben Kabinet, in dem er schon ein Mal eine Unterredung mit Meister Kidd gehabt hatte.

Den Abenteurer erblickend, erhob der Hauptmann die Augen, und ohne den Sitz zu verlassen, den er hinter seinem Arbeitstische einnahm, sagte er:

„Ihr seid es, Meister Kidd? Eure Abwesenheit hat lange gedauert; doch seid deshalb dennoch willkommen, wenn Ihr mir gute Nachrichten bringt.“

Der Bandit lächelte mit einverſtandner Miene.

„Meine Nachrichten ſind vortrefflich, Hauptmann, beſonders für Sie,“ erwiderte er, und legte dabei einen großen Nachdruck auf die letzten Worte.

„Cuerpo de Cristo! Das hoffe ich wohl; bin ich nicht Befehlshaber des Platzes?“

„Ja, aber ich habe Sie diesmal nicht von Politik zu unterhalten, Senor.“

„Dann trollt Euch zum Teufel, elender Schuft!“ rief der Hauptmann, die Achſeln mit übelgelaunter Miene zuckend; „glaubt Ihr etwa, daß ich nichts Wichtigeres zu thun hätte, als die albernen Narretheien anzuhören, die es Euch belieben wird, zu erfinden und mir in die Ohren zu raunen?“

„Ich erfinde Nichts, Senor; das gute Glück hat mir heute Gelegenheit gegeben, hinter ein Geheimniß zu kommen, das für Sie ſehr wichtig zu erfahren iſt, das iſt Alles.“

„Hm! Was pfeift er da von einem Geheimniß? Laßt hören, redet.“

„Dieſes Geheimniß bezieht ſich auf Ihre Angelegenheiten, Senor.“

„Auf meine Angelegenheiten?“ rief der Hauptmann laut auflachend, „zum Henker, habe ich Angelegenheiten?“

„Wenn dieſes Geheimniß ſich auch nicht gerade auf Ihre Perſon bezieht, ſo iſt es doch von dem höchſten Intereſſe für einen Ihrer nächſten Verwandten.“

„So! Und wer iſt denn dieſer Verwandte?“

„Der Marquez Don Hernando de Moguer.“

Der Hauptmann wurde ernsthaft; seine Augenbrauen zogen sich mit einem so drohenden Ausdruck zusammen, daß Kidd trotz seiner probehaltigen Unverschämtheit heimlich zu zittern begann.

„Sprich und mache es kurz, gebot er.“

„Das will ich ja auch!“

Der Hauptmann nahm einige Unzen aus der Tischschublade und warf sie dem Räuber hin; der sie im Fluge auffing und sie mit einem zufriedenen Lächeln in die Tiefe seiner weiten Taschen versenkte.

„Sie werden Ihr Geld nicht bereuen, Senor,“ sagte er.

„Das hoffe ich. Du bist bezahlt, Schurke, also jetzt rede.“

Ohne sich länger bitten zu lassen, erzählte jetzt Kidd in der größten Ausführlichkeit, was zwischen ihm und dem Gerichtsdiener unterwegs vorgefallen war.

Der Hauptmann hörte ihn mit der ernsthaftesten Aufmerksamkeit an.

„Ist das Alles?“ fragte er, als der Räuber schwieg.

„Ja, Senor.“

„Gut. Jetzt entferne Dich; doch fahre fort, diesen Menschen zu überwachen und laß mich Alles wissen, was er thut.“

Und er verabschiedete ihn durch ein Zeichen. Der Abenteurer grüßte und ging hinaus.

Als er allein war, dachte der Hauptmann einige Augenblicke nach, dann schrieb er einen Brief, siegelte ihn und rief seinen vertrauten Diener.

Dieser erschien.

„Isidro," sagte der Hauptmann, „dieser Brief muß um jeden Preis, längstens in sechs Stunden, in den Händen des Marquez de Moguer, des Besitzers der Hacienda del Toro, sein; Du verstehst mich, um jeden Preis!"

„Es soll geschehen, Hauptmann."

„Hier, das ist für Dich," sprach er, und gab ihm zwei Unzen Gold; „nimm auch diesen von mir unterzeichneten Paß, um aus- und eingelassen zu werden. Und jetzt mache, daß Du so schnell wie möglich fortkommst."

Ohne zu antworten, entfernte sich der Soldat, nachdem er den Brief in seiner Uniform verborgen hatte.

Jetzt mögen sie kommen, flüsterte der Hauptmann leise vor sich hin.

Digitized by Google

# III.

## Verwickelungen.

Nachdem er das Kabinet des Hauptmanns verlassen hatte, war Kidd an der Thüre des Vorzimmers stehen geblieben, nicht weil er einen bestimmten Plan hatte, sondern nur in Folge jenes Antriebs, der die Menschen seiner Art bewegt, einen Ort — wenn nämlich der Platz gut ist, nicht eher zu verlassen, als bis man dazu gezwungen ist.

Er hatte den Hauptmann seinen Burschen rufen hören. Dieser kam nach einer nur kurzen Abwesenheit wieder in das Vorzimmer mit einer so wichtigen Miene, daß der dadurch aufmerksam gewordene Abenteurer auf den Gedanken kam, zu ergründen, welcher Art die Unterredung gewesen sei, die der Soldat mit seinem Vorgesetzten gehabt hatte.

Isidro, der Diener des Hauptmanns, war ein Opatas-Indianer von bewährter Tapferkeit und Treue. Doch wie vorzüglich er auch in der Schlacht seine Pflicht erfüllte, so war doch sein Verstand äußerst beschränkt, und wie alle Indianer hatte er eine übermäßige Neigung zu starken geistigen Getränken, welche Liebhaberei ihm schon sehr ernste Unannehmlichkeiten zugezogen hatte.

Kidd war sehr bekannt mit diesem Soldaten, dessen Schwäche für den Branntwein ihm bewußt war; sein Plan war also in einem Augenblicke gemacht.

„Da Du hier bleibst, so gehe ich," sagte er zu ihm; „um mit dem Hauptmann zu sprechen, habe ich eine fast noch volle Flasche Mezcal in dem Wirthshause des Meisters Cospeto stehen lassen, und ich empfinde meiner Treu das Bedürfniß, sie zu leeren. Ich lade Dich nicht ein, mit mir zu gehen, da der Dienst Dich hier zurückhält, sonst würde ich, das darfst Du mir glauben, mich glücklich schätzen, das gute Getränk mit Dir zu theilen."

„Mich hält der Dienst nicht hier zurück," erwiderte der Indianer; „ich habe im Gegentheil diese Nacht einen weiten Weg zurückzulegen."

„Einen weiten Weg!" rief der Abenteurer. „Caraï! So geht es mir ja gerade; und da ich gegen die Nachtkälte kein besseres Verwahrungsmittel weiß, als einen tüchtigen Schluck Branntwein, so will ich erst meine Flasche leeren, bevor ich zu Pferde steige. Wenn Du Lust hast, so kannst Du sie mit mir theilen."

Wir müssen der Wahrheit zu Ehren gestehen, daß Isidro Anstand nahm.

„Ihr habt also auch einen Ritt zu machen?" fragte er.

„Ja, meiner Treu, und ich zweifle, daß Dein Weg so weit sein wird, als der meinige."

„O, ich gehe auch weit. In welcher Richtung reitet Ihr?“

„Mich sendet der Hauptmann nach Arispe,“ antwortete der Abenteurer klar und deutlich.

„Schau, wie sonderbar, da ziehen wir ja einen Weg.“

„In der That, das ist sonderbar! Nun, ist es abgemacht, trinkst Du den Valettrunk mit mir?“

„Alles wohl überlegt, sehe ich kein Hinderniß dabei.“

„Dann laß uns eilen,“ sagte darauf der Bandit, welcher fürchtete, daß ihn der Hauptmann im Gespräch mit seinem Diener überraschen möchte; „bedenke, daß wir keine Zeit zu verlieren haben.“

Sie gingen miteinander fort.

Aus Gründen, die nur ihm bekannt waren, trennte sich der Abenteurer vor der Hausthüre von dem Indianer, indem er ihm anbefahl, sein Pferd vor Cospeto's Wirthshaus zu führen, wo er in wenig Augenblicken zu ihm stoßen würde, um die Reise mit ihm anzutreten.

Kidd wollte ganz einfach dem Wirth, bei dem er den Gerichtsdiener untergebracht hatte, einschärfen, daß er seinen Gast unter keinem Vorwand fortlassen, sondern ihn sorgfältig überwachen solle, und daß er bei dem ersten verdächtigen Schritt, den er ihn thun sähe, den Hauptmann Don Markos de Niza davon benachrichtigen solle, der aus Gründen der allgemeinen Sicherheit,

Digitized by Google

dieſe Fremden nicht aus den Augen verlieren wolle. Der Wirth verſprach dieſe Vorſchriften gewiſſenhaft zu befolgen, und von dieſer Seite beruhigt, holte der Abenteurer ſein Pferd aus dem Corral, ſattelte es und ritt an das Haus des Senor Cospeto, um da verſprochnermaßen mit dem Opatas-Indianer zuſammen zu treffen.

Als er aus einer Straße biegend, auf das Wirthshaus zuritt, ſah er mit Befriedigung den Offiziersburſchen aus einer andern daher kommen; er ſaß zu Pferde und war völlig reiſefertig.

Die beiden Freunde betraten die Wirthsſtube, in die wir den Leſer bereits ſchon ein Mal geführt haben.

Der Abenteurer hielt treulich ſein dem Indianer gegebenes Wort, denn nicht nur ließ er eine Flaſche Mezcal kommen, ſondern er ließ auch noch eine Flaſche vortrefflichen Reſino von Cataluna darauf folgen.

Alle Klugheit des Indianers ſcheiterte an dieſer Großmuth, um ſo mehr, da er durchaus keinen Grund hatte, Mißtrauen in den Räuber zu ſetzen, mit dem er ſchon oft zuſammen geweſen und den er als einen trefflichen Geſellſchafter betrachtete.

Um den Verdacht ſeines Gefährten nicht zu erwecken, hütete ſich Kidd wohl irgend eine Frage an ihn zu richten. Er beſchränkte ſich darauf, ihm Becher auf Becher zu füllen; die beiden Flaſchen wurden geleert; der Indianer hatte den größten Theil davon getrunken, da der Abenteurer ſein kaltes Blut zu behalten wünſchte.

Als die Flaschen leer waren, stand Kidd auf, bezahlte die Zeche und ließ sich noch eine Flasche Resino geben.

„Diese ist für unterwegs," sagte er.

„Das ist ein vortrefflicher Gedanke," jubelte Isidro, dessen Augen glänzten wie Karfunkeln, und der die Lage nicht mehr klar zu übersehen vermochte.

Sie verließen das Haus und bestiegen ihre Pferde.

Kidd war ziemlich besorgt wegen der Art, wie er aus dem Orte hinauskommen sollte, da er keinen Paß hatte, und es eben so schwierig war, aus dem Platze hinaus, als hinein zu kommen.

Glücklicherweise für den Abenteurer, hatte Isidro vollkommen regelrechte Pässe, und als er sie am Schlagbaum vorzeigte, wo er wohl gekannt von allen Soldaten war, sagte er, auf den Abenteurer deutend: „Dieser Caballero ist bei mir."

Die Soldaten, welche wußten, daß Isidro der Vertrauensmann des Hauptmanns war, erhoben nicht die geringste Schwierigkeit, und ließen unter freundlicher Begrüßung und dem Anwunsch einer glücklichen Reise die beiden Reiter hinaus.

Als der Abenteurer sich im Freien sah, stieß er einen erleichternden Seufzer aus, indem er seinem allzuvertrauenden Gefährten einen spöttischen Blick zuwarf.

„Jetzt," sagte er, „handelt es sich darum, den kürzesten Weg zu nehmen, um am Schnellsten hin zu kommen."

„Gibt es den zwei Wege?“ fragte Isidro.

„Es gibt deren zehn,“ erwiderte der Räuber mit Zuversicht; „aber der kürzeste ist der, der fast in gerader Linie das Land durchschneidet und ganz nahe an der Hacienda del Toro vorbei geht.“

„So laßt uns diesen nehmen.“

„Warum diesen eher als einen andern?“

„Weil ich mich auf die Hacienda zu begeben habe.“

„Ach so,“ rief Kidd mit großer Befriedigung; „so laß uns denn noch einen Schluck trinken, und dann rasch vorwärts.“

Die Flasche entkorkend, setzte er sie an den Hals, dann reichte er sie seinem Gefährten, der sein Beispiel mit sichtlicher Lust nachahmte.

„Du sagst also,“ hob Kidd mit einem Zungenschnalzen an, „daß Du Dich auf die Hacienda del Toro begibst?“

„Mein Seel, ja.“

„Ist ein gutes Haus; besonders gastfreundlich.“

„Ihr seid dort bekannt?“

„Caraï! Das will ich meinen; der Mayordomo ist mein vertrautester Freund. Welch' schöne Ausflüge habe ich schon mit diesem lieben Senor Paredes gemacht!“

„Da Euch der Weg vorbei führt, warum solltet Ihr nicht mit mir hinein gehen, da Ihr die Gewißheit habt, gut aufgenommen zu werden?“

„Ich sage nicht nein. Du sollst wahrscheinlich

von Seiten des Hauptmanns noch einige Leute verlangen, deren man bei Euch dringend bedarf?"

„Ich denke nicht, daß es sich darum handelt. Don Hernando hat dem Hauptmann bereits Vollmacht gegeben, seine Minengräber unter die Fahne zu rufen, was ihm noch von Taglöhnern übrig bleibt, braucht er zur Vertheidigung der Hacienda, im Falle sie angegriffen werden sollte."

„Das hat seine Richtigkeit, übrigens geht es mich Nichts an. Caraï, ein Jeder hat seine Geheimnisse."

„O, ich glaube nicht, daß ein großes Geheimniß dahinter steckt; der Hauptmann ist ein naher Anverwandter des Marquez; sie schreiben sich oft, und der Brief, den ich zu überbringen beauftragt bin, bezieht sich wahrscheinlich nur auf Familienangelegenheiten und Privatinteressen."

„Das ist um so wahrscheinlicher, da der Marquez, wie man sagt, sich in diesem Augenblick in sehr schlechten Verhältnissen befindet."

„Ja, das sagt man; aber sagt auch, daß seine Angelegenheiten auf dem Punkte seien, sich wieder zu ordnen."

„Caraï, das wünsche ich von ganzem Herzen. Es erbarmt Einem, eine der ältesten Familien des Landes unglücklich zu sehen. Willst Du einen Schluck auf die Gesundheit des Marquez trinken?"

„Mit Vergnügen."

Die Flasche wurde von den beiden Gesellen abermals an den Hals gesetzt.

Mag man auch ein Opatas-Indianer sein, das heißt, ein Mann von herkulischer Größe mit einer Brust, die gewölbt ist, wie die Schale einer Meerschildkröte, so kann man doch nicht ungestraft ein so großes Quantum Branntwein verschlucken, wie das von Isidro zu sich genommene, ohne es zu spüren und die Wahrzeichen der Betrunkenheit zu empfinden.

Der Soldat, so stark er auch war, fing an auf seinem Pferde hin und her zu schwanken; die Augen fielen ihm zu, die Zunge wurde ihm schwer. Aber durch das geistige Getränk aufgeregt, wollte er in dem Maße mehr sprechen, als es ihm schwieriger wurde, sich auszudrücken. Der Abenteurer folgte mit Interesse der steigenden Trunkenheit seines Begleiters, hütete sich jedoch wohl, ihn ahnen zu lassen, daß er den Zustand merke, indem er sich befand.

„Ja, ja," hob der Indianer wieder an, „die Angelegenheit des Marquez könnte sich wohl eher ordnen, als man es vermuthet, Kamerad."

„Bei seinem Namen muß es ihm nicht schwer fallen, sich Geld zu verschaffen."

„Pah, es handelt sich nicht darum; man weiß, was man weiß — —"

„Versteht sich, Senor Isidro, und da Das, was Du weißt, vielleicht ein Geheimniß ist, so werde ich nicht in Dich dringen, um es zu erfahren."

„Habe ich gesagt, daß es ein Geheimniß sei?“ rief der Indianer.

„Nein, aber ich setze es voraus.“

„Ihr habt Unrecht, es voraus zu setzen; zudem seid Ihr mein Freund, nicht wahr?“

„Das will ich meinen,“ erwiderte bescheiden der Abenteurer.

„Nun, wenn Ihr mein Freund seid, so habe ich Nichts vor Euch zu verbergen.“

„Das ist richtig; wenn Du jedoch glaubst, verschwiegen sein zu müssen ....“

„Verschwiegen! Warum sollte ich verschwiegen sein? Hättet Ihr die Absicht, mir Schweigen aufzuerlegen?“

„Ich? Gott soll mich bewahren! Und zum Beweis trinke ich auf Deine Gesundheit.“

Der Indianer fing an zu lachen.

„Das nenne ich ein Argument, auf das sich Nichts erwidern läßt,“ sagte er, indem er die Flasche an den Mund setzte und den Kopf nach hinten beugte, als ob er die Sterne betrachten wollte.

Er verharrte in dieser Stellung, bis der ganze Rest der Flüssigkeit durch seine Kehle gelaufen war.

„Ach, das war gut,“ sagte er mit bedauerndem Tone.

„Wie, das war gut,“ rief Kidd mit verstelltem Erstaunen; „ist denn Nichts mehr übrig?“

„Ich glaube nicht,“ erwiderte der Indianer mit

der Wichtigkeit eines Trunkenbolds; „es ist Schade, daß diese Flaschen so klein sind.“

Bei diesen Worten warf er sie auf den Weg.

„Rede nicht davon, diese Wirthe sind Diebe.“

„Ja,“ sagte der Bursche, der den Schlucken bekam, „ja es sind Diebe..... aber bald werden.... wir, so viel trinken.... als wir wollen.“

„Hm! Das wäre gar nicht unangenehm; aber wo denn das?“

„Wo? Nun, auf der Hacienda del Toro.“

„Ja, man versagt einem ehrlichen Mann nie ein Glas Mezcal in diesem Hause.“

„Ein Glas Mezcal, Ihr scherzt wohl, Gevatter; wenn Ihr sagtet, ganze Schläuche voll, so würdet Ihr der Wahrheit näher sein. Glaubt Ihr, daß der Marquez auf so was sehen würde bei der Verheirathung seiner Tochter?“

„Wie so, bei der Verheirathung seiner Tochter?“

„Ei, wo kommt Ihr denn her, daß Ihr das nicht wißt? Man spricht ja im ganzen Lande davon.“

„Nun, bei meiner Treu, ich höre zum ersten Mal davon reden.“

„Desto besser; ich sage es Euch, nun wißt Ihr es. Donna Marianna, ein schönes Mädchen, caraï, heirathet keinen Geringeren, als einen Senator.“

Der Abenteurer spitzte plötzlich die Ohren.

„Einen Senator?“ fragte er.

„Das wundert Euch? Warum sollte das junge

Mädchen keinen Senator heirathen? Ihr seid mir ein sonderbarer Kamerad, Ihr, da Ihr an meinem Worte zweifelt!"

„Ich zweifle nicht an Eurem Wort."

„Ja, Ihr zweifelt daran, abscheuliches Vieh, das Ihr seid...."

Die Betrunkenheit des Indianers hatte den höchsten Grad erreicht; dazu noch überreizt durch den Galopp des Pferdes und den geschickt angebrachten Widerspruch des Abenteurers, fühlte Isidro, wie ihm der Zorn in den Kopf stieg. Die Betrunkenheit der Indianer ist schrecklich, sie werden zu wüthenden Narren, ihr brennendes Gehirn gebiert die sonderbarsten Hallucinationen, und unter dem Einflusse der starken Getränke, sind sie der größten Verbrechen fähig.

Der Abenteurer kannte alle diese Besonderheiten, aus denen er Nutzen zu ziehen hoffte; zudem hatte er Alles, was er wissen wollte, aus dem Indianer herausgelockt; er hatte ihn ausgepreßt, wie man den Saft aus einer Citrone drückt, und war jetzt nur noch darauf bedacht, die Schale wegzuwerfen.

Es ist unnöthig zu sagen, daß besonders zu dieser nächtlichen Zeit der von den beiden Reisenden verfolgte Weg gänzlich einsam war, und daß Kidd für Das, was er zu beginnen beabsichtigte, keine neugierigen Blicke zu befürchten hatte.

Sie ritten in diesem Augenblicke an einem kleinen

Fluſſe dahin, der dem Rio Bravo del Norte zufloß und deſſen bewaldete Ufer ſie hinlänglich verſteckte.

Der Abenteurer ließ ſein Pferd einen Seitenſprung machen und zog ſeinen Säbel.

„Vieh von einem beſoffenen Opatas!“ rief er, und führte einen ſo unvermutheten Hieb nach dem armen Teufel, daß dieſer wie ein voller Sack, vom Pferde fiel.

Aber er ſtand taumelnd wieder auf, und obgleich von dem unerwarteten Angriff betäubt und ſchwer verwundet, zog auch er den Säbel und ſprang mit einem Wuthgeheul auf den Räuber zu.

Dieſer war auf ſeiner Hut; er überwachte genau die Bewegungen ſeines Feindes und trieb jetzt ſein Pferd vorwärts.

Von der breiten Bruſt des Thieres umgeworfen, rollte der Indianer auf die Erde, wo er regungslos liegen blieb.

„War er todt?“

Kidd vermuthete es.

Aber der Räuber war ein ſehr vorſichtiger Menſch; die Indianer ſind gar pfiffig; dieſer Tod konnte ein verſtellter ſein.

Wenig Schritte von ſeinem Schlachtopfer entfernt, wartete Kidd die Sache ruhig ab; er hatte ja keine Eile.

Eine Viertelſtunde verging; der Indianer hatte ſich nicht geregt.

Durch dieſe vollſtändige Unbeweglichkeit ſicher gemacht, entſchloß ſich der Räuber abzuſteigen und näher zu gehen.

Plötzlich erhob ſich der Opatas; mit einem Tigerſatz ſprang er auf den Abenteurer, umſchloß ihn mit ſeinen Armen, und die beiden Männer fielen auf den Boden, indem ſie Schreie wie wilde Thiere ausſtießen und ſich gegenſeitig um's Leben zu bringen ſuchten.

Es war ein kurzes, aber ſchreckliches Ringen; trotz ſeiner Wunden ſchöpfte der Opatas aus der ihn erfüllenden Wuth, ſowie aus der durch die Trunkenheit verurſachten Ueberreizung, eine künſtliche Stärke, die verzehnfacht wurde durch den heißen Wunſch, ſich zu rächen für die ihm ſo feigerweiſe geſtellte Schlinge, deren Opfer er geworden war.

Unglücklicherweiſe erweiterten die Anſtrengungen, die er zu machen gezwungen war, ſeine Wunden und ſein Blut floß in Strömen, und er fühlte, wie ihm mit dem Blut des Leben entſchwand. Er machte noch einen letzten Verſuch, um mit ſeinen verkrampften Fingern den elenden Abenteurer zu erwürgen; aber dieſem gelang es, durch eine ungeſtüme, wohlberechnete Bewegung, ſich aus der eiſernen Umklammerung des Indianers zu befreien; er erhob ſich ſchnell, und in dem Augenblick, da Iſidro, kaum zu ſich ſelbſt gekommen von dem Erſtaunen über die geſchickte Finte ſeines Feindes, ſich aufrichtete, um den Kampf wieder zu beginnen, hob

Kidd seinen Säbel auf und spaltete dem armen Teufel den Kopf.

„Stirb, verfluchter Hund!“ rief er.

Der Indianer blieb noch einen Augenblick aufrecht stehen, bald nach rechts, bald nach links hin schwankend; dann that er mit vorgestreckten Armen einen Schritt vorwärts, stürzte dann, mit dem Gesicht gegen die Erde gekehrt, nieder, wie eine schwere Masse, und stieß ein Todesröcheln aus.

„Hm!“ murmelte Kidd, indem er seinen Säbel mehrmals in die Erde stach, um das Blut davon abzuwischen, „hm! Das war eine harte Arbeit; diese Teufels-Indianer muß man zwei Mal umbringen, bevor man sicher sein kann, daß sie nicht wieder aufstehen. Was ist jetzt zu thun?“

Er bedachte sich einige Augenblicke, dann näherte er sich dem Leichnam, drehte ihn herum und knöpfte ihm die Uniform auf, um den Brief heraus zu nehmen, dessen Ueberbringer er hatte sein sollen. Er fand ihn ohne Mühe und ließ ihn aus der Tasche des Indianers in die seinige wandern, dann entkleidete er sein Schlachtopfer für den Fall, daß er genöthigt sein würde, sich seiner Uniform zu bedienen.

Aber zwei Dinge setzten ihn in Verlegenheit; erstens das Pferd des Soldaten, und dann dessen Leiche. Er konnte nicht daran denken, sich des Pferdes zu bemächtigen, da das Thier, sobald sein verwundeter Herr von ihm herabgestürzt war, sich in großen Sprüngen

in den Wald geflüchtet hatte, wo es im Dickicht verschwunden war; es in dieser dunkeln Nacht aufsuchen zu wollen, würde Thorheit gewesen sein; der Abenteurer versuchte es nicht einmal.

Aber die Flucht des Pferdes erfüllte ihn mit Besorgniß. Wer es fände, würde es sicher nach Quitovac zurückführen, und dort würde Verdacht entstehen, Verdacht, der jedenfalls auf ihn fallen würde, obgleich er fast die Gewißheit hatte, daß die Soldaten, die ihn mit dem Officiersburschen hinausreiten sahen, ihn nicht erkannt hatten; aber seine Abwesenheit an dem Orte konnte dem Hauptmann verdächtig scheinen. Don Markos kannte Kidd; er würde nicht anstehen, ihn zu beschuldigen.

Der Fall setzte den Räuber in Verlegenheit.

Glücklicherweise war der Abenteurer ein Mann, dem es nicht an Auswegen fehlte.

Jeder Andere, als er, würde dem Leichnam einen Stein an den Hals gebunden und ihn in den Fluß geworfen haben; der Räuber hütete sich wohl, das zu thun. Dieses Auskunftsmittel hätte, indem es das Schlachtopfer beseitigte, den Verdacht nur vermehrt; und dann, wer weiß? Das Wasser ist kein treuer Hüter; den einen oder den andern Tag würde der Körper vielleicht wieder auf die Oberfläche steigen, und dann würde die Gestalt der Wunden die Hand offenbaren, die sie geschlagen hatte.

Kidd fand ein, wenigstens nach seiner Ansicht,

weit einfacheres und ſichereres Mittel. Mit der entſetzlichſten Kaltblütigkeit ſcalpirte er den Leichnam und warf die Kopfhaut mit den Haaren, nachdem er ſie um einen großen Stein gewickelt hatte, in den Fluß. Nachdem dieſe Profanation ausgeführt war, machte er einen Kreuzſchnitt in die Bruſt des Gemordeten, riß ihm das Herz heraus, das er ebenfalls in den Fluß warf; dann flocht er einige biegſame Lianen zu einem Strick zuſammen, den er an die Füße des Leichnams befeſtigte, und hing ihn ſodann an den Hauptaſt eines Baumes auf.

„So, das wäre geſchehen," ſagte er, als er mit dieſer entſetzlichen Arbeit zu Ende gekommen war; „es wird Alles gut gehen, caraï! Ich verwette gegen den erſten Beſten den Antheil, den ich dereinſt an dem Paradies zu haben hoffe, daß die größten Schlauköpfe getäuſcht ſein werden; die Indianer ſtehen eben im Felde, ich will alſo verdammt ſein, wenn nicht alle Leute glauben, daß dieſer Trunkenbold von den Apachen ſcalpirt worden ſei."

In der That war denn auch die ganze entſetzliche Verſtümmlung, die der elende Mörder an ſeinem Schlachtopfer ausgeübt hatte, ihren Feinden gegenüber im Gebrauch bei den Bravos-Indianern.

So entſetzlich auch ſeine That war, ſo hatte doch Kidd, bei der Unmöglichkeit, in der er ſich befand, den Leichnam ſpurlos zu beſeitigen, das beſte Mittel angewendet, um allen Verdacht von ſich abzuleiten.

Bevor er den Schauplatz des Mordes verließ,

wusch der Räuber sorgfältig die Kleider des Soldaten, und ließ alle Blutflecken verschwinden, die seine eigenen Kleidungsstücke marmorirten; dann, nachdem er sich durch einen forschenden Blick überzeugt hatte, daß jetzt Nichts mehr das Verbrechen verrathen konnte, dessen er sich schuldig gemacht hatte, pfiff er seinem Pferde und sprang in den Sattel, nachdem er die sorgfältig zusammengewickelte Uniform des Soldaten hinter demselben befestigt hatte; er rollte sich nun eine Cigarette, steckte sie an, und ritt weiter mit der Befriedigung eines Mannes, dem ein wichtiges Geschäft gelungen ist, wegen dessen er in großer Besorgniß geschwebt hatte.

Es war ein Wenig in's Blaue hin, daß Kidd dem guten Isidro gesagt hatte, daß er sich nach Arispe begäbe; aber die Entdeckung des Briefes und die Mittheilungen des Soldaten verwandelten diese Flunkerei in Gewißheit. Der Räuber hatte trotz aller Abschweifungen des Trunkenbolds, aus seinen Reden einen Faden herausgefunden und ein Geschäft gewittert; er hatte begriffen, wie wichtig es für Don Rufino sein müßte, wegen des Gelingens seiner Absichten von Allem unterrichtet zu werden, was auf der Hacienda del Toro vorging. Folglich beschloß der Abenteurer, sich so schnell als möglich nach Arispe zu begeben; doch nahm er sich vor, dem Senator die Nachrichten, die er ihm brachte, theuer bezahlen zu lassen, sich dabei mit der Logik der Abenteurer, die er so sehr in seiner Gewalt hatte, vorbehaltend, Don Rufino bei der ersten Gelegen-

heit zu verrathen, wenn nämlich ſein eigner Vortheil dieſes peinliche Opfer von ihm erheiſche.

Nachdem er dieſes Alles in ſeinem Kopfe wohl erwogen hatte und mit ſich ſelbſt einig geworden war, ſprengte der Bandit in der größten Eile in der Richtung nach Arispe zu, wo er bei Sonnenaufgang ankam.

## IV.

### Zwei Prachtexemplare von Böſewichten.

Kidd war bekannt; er erhielt leicht die Erlaubniß in die Stadt zu gehen; nur überlegte er, als er den Schlagbaum hinter ſich hatte, daß es noch zu früh ſei, um bei dem Senator zu erſcheinen, der ohne Zweifel noch ſchlafen und ihn nicht vorlaſſen würde; ſtatt alſo nach der Wohnung des Don Rufino zu gehen, begab er ſich in ein ihm bekanntes Wirthshaus, eine Art verdächtiger Räuberhöhle, welche der gewöhnliche Sammelplatz aller Spitzbuben ſeiner Art war, und wo er überzeugt war, gegen klingende Münze eine anſtändige Gaſtfreundſchaft zu finden. Der Wirth, der bei ſeinem Anblick angefangen hatte, ſein Geſicht in einer Art zu verzerren,

die von übler Vorbedeutung war, empfing ihn mit dem liebenswürdigsten Lächeln, nachdem er einige Piaster und Goldstücke vor seinen Augen hatte funkeln lassen.

Der Abenteurer ließ sein Pferd in dem Corral, trat in die Gaststube und beschäftigte sich sogleich, einige Ordnung in seine Toilette zu bringen, die in der Regel sehr vernachlässigt war, und die im Kampfe mit dem Indianer und durch seinen eiligen Ritt noch mehr in Unordnung gerathen war; dann erwartete er trinkend und rauchend die Stunde, in der er bei Don Rufino erscheinen konnte.

Der Wirth, der seinen Mann kannte und seine Gewohnheiten auswendig wußte, ging vergebens um ihn herum, in der Absicht, ihn zu sondiren und die Ursache seines Erscheinens in Arispe zu erfahren, wo ihn aus gewissen Gründen die Polizei nicht mit den freundlichsten Augen ansah, daher seine Reisen nach dieser Stadt immer seltner und seltner geworden waren, denn hier wie an allen andern Orten, ist die Polizei einer gewissen Klasse von Bürgern sehr auffässig; aber der Wirth wandte vergebens seine größte Schlauheit, seine feinsten Einschmeichelungen an; Kidd beantwortete alle seine neugierigen Fragen nur mit halben Worten ohne jede Bedeutung, mit höhnischem Lächeln und Augenblinzeln; im Ganzen aber blieb er vollkommen undurchdringlich; ein Mangel des Vertrauens, wodurch sich der Wirth auf das Tiefste verletzt fühlte und das er im Stillen beschloß, dem Banditen nachzutragen.

Als die an dem Rathhause angebrachte Uhr neun schlug, dachte Kidd, daß nun der geeignete Augenblick gekommen sei, um fortzugehen; er stand auf, warf majestätisch einen Piaster auf den Tisch, um seine Zeche zu bezahlen, wickelte sich in seinen Mantel und verließ das Haus.

„Wen mag er nur ermordet haben, um so reich zu sein?“ murmelte der Wirth und folgte ihm tückisch mit den Augen.

Eine Vermuthung, welche bewies, wie sehr der würdige Wirth seinen ehrbaren Kunden kannte.

Kidd fühlte gar wohl, daß er ausspionirt wurde, auch hütete er sich, sogleich den Weg nach dem Hause des Senators einzuschlagen; den nachlässigen Gang eines Pflastertreters annehmend, entfernte er sich, indem er sich in den Hüften wiegte, in einer gänzlich entgegengesetzten Richtung.

So spazierte er etwa eine halbe Stunde lang in der Stadt herum, dabei jedoch Sorge tragend, sich nicht an den belebtesten Orten zu zeigen, um die Aufmerksamkeit nicht allzusehr auf sich zu ziehen; dann näherte er sich unvermerkt der Wohnung des Senators, und drang mit einer raschen Bewegung in den Thorweg, nachdem er sich durch einen ringsum geworfenen Blick versichert hatte, daß ihn Niemand hineingehen sah.

„Heda, Mann,“ rief auf einmal eine Stimme, die ihn erbeben machte und plötzlich stillstehen ließ,

wo zum Teufel wollt Ihr denn hin, und was habt Ihr hier zu ſuchen?“

Der Abenteurer erhob die Augen und ſah ein Individuum von einem gewiſſen Alter, das an der Kleidung leicht für einen Bedienten zu erkennen war, der, auf der Schwelle des Vorhauſes ſtehend, ihm entſchloſſen den Weg verſperrte.

„Was ich hier zu ſuchen habe?“ wiederholte der Räuber, um Zeit zu einer Antwort zu gewinnen.

„Ja, zu wem wollt Ihr? Ich denke doch, daß meine Frage deutlich genug iſt!“

„Caraï, ja, ſie iſt deutlich. Zu wem ſollte ich wollen, wenn nicht zu ſeiner Excellenz dem Senator Don Rufino Contreras?“

„Sehr wohl,“ verſetzte der Andere hohnlachend, „Ihr denkt alſo, daß Euch Se. Excellenz ſo ohne Weiteres vorlaſſen würde?“

„Und warum denn nicht, wenn's beliebt, Senor?“

„Weil Ihr mir nicht danach ausſeht; Euch in einem Salon gut auszunehmen?“

„Findet Ihr Das?“ fragte der Bandit und richtete ſich auf.

„Ja, ich finde es; denn es ſpringt in die Augen, Ihr ſeht mehr einem Strauchdieb, als einem Caballero ähnlich.“

„Ihr ſeid nicht höflich, mein Lieber; was Ihr ſagt, kann wahr ſein, aber die Bemerkung iſt nicht an ihrem Platze; unter geflickten Kleidern ſtecken zuweilen

ſehr ehrenwerthe Caballeros; nnd wenn mich das Glück ſtiefmütterlich behandelt hat, ſo iſt das kein Grund, um mir mein Mißgeſchick ſo geradezu ins Angeſicht zu werfen.“

„Schon gut, ſchon gut; genug der ſchönen Worte; entfernt Euch!“

„Ich werde nicht von hier weichen, bevor ich den Senator geſprochen habe.“

Der Bediente warf ihm einen Seitenblick zu, den der Andere mit unzerſtörbarer Ruhe aushielt.

„Meint Ihr?“ ſagte er.

„Ich meine nicht nur, ich bin davon überzeugt,“ antwortete Kidd.

„Ich fordere Euch jetzt zum letzten Male auf, Euch zu packen,“ hob der Diener drohend wieder an.

„Bedenkt wohl, was Ihr thut, Kamerad; ich habe mit dem Senor Senator zu ſprechen; er erwartet mich.“

„Er erwartet Euch? Euch?“

„Ja, mich,“ erwiderte mit Stolz der Spitzbube.

Der Diener zuckte verächtlich die Achſeln, aber er bedachte ſich doch, und mit einem verträglicheren Tone als der war, den er bis jetzt angewendet, ſagte er:

„Wie iſt Euer Name?“

„Den braucht Ihr nicht zu wiſſen; meldet nur Euerm Gebieter, daß ich von der Hacienda del Toro komme.“

„Ihr kommt von der Hacienda del Toro?“

„Warum denn nicht?“

„Aber wenn Dem ſo iſt, warum habt Ihr mir es nicht gleich geſagt?“

„Wahrſcheinlich, weil Ihr mich nicht darum gefragt habt. Meldet mich alſo bei Euerm Gebieter an; Ihr habt nur zu lange ſchon gezögert.“

Der Diener entfernte ſich, ohne Antwort zu geben; Kidd benutzte deſſen Abweſenheit, um in das Vorhaus zu dringen und ſich dort niederzulaſſen. Aus tauſend Gründen mißfiel ihm die Nähe der Straße und er war nicht böſe, den neugierigen Blicken der Vorübergehenden nicht mehr ausgeſetzt zu ſein.

Die Abweſenheit des Dieners war von kurzer Dauer; er kam bald wieder; ſein Betragen war ganz und gar umgewandelt.

„Caballero,“ ſagte er mit einer tiefen Verbeugung, „erzeigen Sie mir die Ehre, mir zu folgen, Se. Excellenz erwartet Sie.“

„Vorhin zu unverſchämt, jetzt zu kriechend,“ ſprach der Abenteurer mit einem Blick voll unausſprechlicher Verachtung; „führe mich!“

Und er folgte, heimlich in den Bart lachend, dem Diener, der roth vor Scham und Zorn über die ihm widerfahrende Behandlung war.

Die mexikaniſchen Häuſer, mit Ausnahme in den großen Mittelpunkten der Bevölkerung, haben in der Regel nur ein Entreſol oder höchſtens einen erſten Stock; ſie ſind im Allgemeinen ſehr leicht gebaut wegen der Erdbeben, die ſehr häufig in den inter-tropiſchen

Ländern vorkommen und in einigen Minuten die Städte in Trümmer stürzen und sie von Grund aus zerstören.

Aus dieser Bauart geht hervor, daß fast alle Gemächer sich zu ebener Erde befinden, und daß man keine Stiegen auf, noch ab zu steigen hat, was gewiß höchst angenehm ist.

Der Abenteurer bemerkte mit einem gewissen Vergnügen, daß ihn sein Führer mehrere Zimmer und Säle durchschreiten ließ, bevor sie in das Gemach kamen, in welchem sich der Senator befand; endlich drehte der Diener den Krystallknopf einer Thüre herum, öffnete sie, und drückte sich an die Wand, um den Räuber durchzulassen.

Dieser trat ein wie ein Mann, der seiner Sache sicher und einer guten Aufnahme gewiß ist.

„Ah, Ihr seid es!“ rief der Senator, der bei dem Anblick des Eintretenden unmerklich zusammenbebte.

„Ja, ich bin es,“ erwiderte er und grüßte mit Anmuth.

„Entferne Dich,“ sagte Don Rufino zu dem Diener; „ich bin für Niemanden zu Hause, und komme ja nicht herein, bevor ich Dich rufe.“

Der Diener verbeugte sich, ging hinaus und machte die Thüre hinter sich zu.

Als wären sie gemeinschaftlich überein gekommen, so blieben die beiden Männer jetzt schweigsam und spitzten die Ohren, bis die Schritte des Dieners in der Ferne verhallt waren.

Dann, ohne ein Wort zu ſagen, ging Kidd hin und öffnete die beiden Flügel der Thüre.

„Warum thut Ihr Das?“ fragte Don Rufino.

„Weil wir von ernſten Dingen mit einander zu reden haben, und weil die auf den Parquetböden Eurer Gemächer ausgebreiteten Baſtmatten das Geräuſch der Schritte erſticken, und endlich weil Ihr Diener ein wahres Spionsgeſicht hat.“

Der Senator machte keine weitere Bemerkung mehr; ohne Zweifel erkannte er die Richtigkeit der Schlußfolgerung ſeines ſonderbaren Beſuchers.

„Ihr ſeid es alſo, Räuber?“ ſagte er endlich.

„Ich glaube zu bemerken, daß Sie mich nicht erwarteten, he?“

„Ich geſtehe es; ja, ich ſetze hinzu, daß ich Euern Beſuch nicht im Entfernteſten wünſchte.“

„Hm! Ihr ſeid ſehr vergeßlich in Bezug auf Eure Freunde, Don Rufino; das thut mir leid für Euch,“ erwiderte der Bandit mit zerknirſchter Miene.

„Was ſoll das heißen, Hallunke? Wagſt Du es, mit mir in dieſem Tone zu ſprechen?“

Kidd zuckte die Achſeln, zog einen Seſſel herbei und ließ ſich mit einem behaglichen Seufzer hinein fallen.

„Ich muß Ihnen bemerken,“ ſagte er mit der unerſchütterlichſten Kaltblütigkeit, „daß Sie vergeſſen haben, mir einen Sitz anzubieten.“

Dann das eine Bein über das andere ſchlagend,

fing er an, ſich eine Cigarette zu rollen, und ſchien dieſer Beſchäftigung die ernſthafteſte Aufmerkſamkeit zu widmen.

Der Senator runzelte die Stirne, indem er den Abenteurer aufmerkſam beobachtete; da der Bandit dieſen Ton gegen ihn anzuſtimmen wagte, ſo mußte er ſehr ſehr mächtige Waffen gegen ihn in Händen haben, oder er mußte der Ueberbringer höchſt wichtiger Nachrichten ſein. In dem einen, wie in dem andern Falle war er ein Mann, den man ſchonen mußte.

Don Rufino ſänftigte alſobald den Ausdruck ſeines Geſichts, und dem Räuber ein brennendes Licht auf einem goldenen Leuchter von der köſtlichſten ciſelirten Arbeit hinhaltend, ſagte er mit einem bezaubernden Lächeln:

„Zündet Euch Eure Cigarette an, mein lieber Kidd.“

Der Abenteurer nahm den Leuchter, und ihn mit Bewunderung betrachtend, rief er mit dem Tone gut geſpielten Bedauerns:

„Ach! Ich habe immer von dem Beſitz ſolch' eines Kleinods geträumt; unglücklicherweiſe hat ſich das Glück immer dagegen geſträubt.“

„Wenn Euch der Leuchter ſo wohl gefällt,“ erwiderte Don Rufino mit einer ſchlecht verhehlten Grimace, „ſo fühle ich mich glücklich, Euch denſelben anzubieten.“

„Das nenne ich Galanterie beſitzen,“ rief der Abenteurer. „Glauben Sie mir, Senor, daß dieſes

Geſchenk, da es von Ihnen kommt, mir ſtets theuer ſein wird."

Und nachdem er ſeine Cigarette angeſteckt hatte, blies er das Licht aus und ſteckte den Leuchter ohne Umſtände in die Taſche.

„Euer Beſuch hat ohne Zweifel einen Zweck?" fragte nach einer Weile der Senator.

„Meine Beſuche haben immer einen Zweck, Senor," antwortete der Andere und verhüllte ſich in eine Wolke von bläulichem Rauch, der ihm gleichzeitig aus Mund und Naſe heraus ging — „erſtens hat er den Zweck, Sie zu ſehen."

„Ich danke für die Aufmerkſamkeit; aber ich halte ſie nicht für ernſt genug gemeint, um Euch aufzufordern, mich bis in meine Wohnung zu verfolgen."

„Verfolgen iſt ein hartes Wort für mich, Senor," ſagte der Bandit mit Traurigkeit. Aber plötzlich den Ton ändernd und die harte kurze Redeweiſe annehmend, die ihm eigenthümlich war, ſagte er: „Wiſſen Sie was, Don Rufino, laſſen Sie uns offenes Spiel ſpielen und uns nicht länger in endloſe Complimente verſenken, an die doch weder der Eine noch der Andere von uns glaubt, und in denen wir uns nur zwecklos im Kreiſe herumdrehen würden."

„Das iſt auch mein Verlangen, redet alſo und möge Euch die Peſt erſticken!"

„Ich danke, das iſt mir lieber; denn ſo erkenne ich Sie wenigſtens. Ich will Ihnen mit dem Beiſpiel

der Offenherzigkeit vorangehen. Ich komme nicht, um Ihnen ein Geschäft vorzuschlagen, sondern um Ihnen Nachrichten und einen für Sie sehr wichtigen Brief zu verkaufen, den ich mir, um Ihnen zu dienen, gleichviel durch welche Mittel, verschafft habe."

„Gut! Laßt hören, ob ich den Handel eingehen kann."

„Vor allen Dingen muß ich Ihnen zwei Worte sagen, um unsere gegenwärtige Stellung, Eines dem Andern gegenüber, wohl fest zu stellen. Unsere Lage hat sich seit einigen Tagen sehr geändert, ich fürchte Sie nicht mehr, dagegen aber haben Sie mich zu fürchten."

„Ich Euch fürchten? Ich?"

„Ja, Senor, oder ich bin Ihnen furchtbar, wenn Sie das lieber wollen, furchtbar als der Mann, der im Besitz Ihres Geheimnisses ist, und dem man nicht, wie Sie es bei unserer letzten Zusammenkunft gethan haben, mit dem Tode drohen kann."

„Oho, und warum denn, wenn's beliebt?" fragte der Senator.

„Weil wir allein und Sie ohne Waffen sind, weil ich stärker bin als Sie, und beim leisesten Schrei, bei der geringsten Bewegung, ich Ihnen das Gehirn zerschmettern werde, wie einem wilden Thier. Haben Sie mich jetzt verstanden, theurer Senor?" setzte er hinzu, indem er zwei Pistolen unter seinem Mantel hervor nahm. „Wie gefallen Ihnen diese Spielzeuge?"

„Ganz gut, wie mir scheint," erwiderte der Sena-

tor kalt. Und was ſagt Ihr zu dieſen da?" ſetzte er hinzu, ein Paar prachtvolle Terzerole enthüllend, die unter zerſtreuten Papieren auf dem Tiſche verborgen lagen, vor welchem er ſaß.

„Ich finde ſie ganz abſcheulich," ſagte er.

„Warum das?"

„Weil Sie ſich ihrer nicht zu bedienen wagen werden."

Der Senator lächelte ſpöttiſch.

„Nach Ihrem Gefallen, Senor, lachen Sie; ich ſehe es lieber, daß Sie die Sache von dieſer Seite auffaſſen; aber ich wiederhole Ihnen, daß Sie dieſes Mal in meinen Händen ſind, ich dagegen nicht in den Ihrigen. Gewiſſe Papiere wurden von mir dem Hauptmann Don Markos de Niza übergeben, die, wenn ſie von ihm geöffnet würden, Sie, wie ich fürchte, ſehr ernſtlich compromittiren könnten; es iſt unter andern eins darunter, deſſen Inhalt beiläufig folgender iſt: „Ich Unterzeichneter erkläre, daß mein Reitknecht Lupino Contrarias, mich feigerweiſe ermordet und in einer abſcheulichen Wüſtenei zurückgelaſſen hat, nachdem er mich alles Deſſen, was ich beſaß, beraubt hatte, und das in zwei mit Goldſtaub beladenen Maulthieren und in zweitauſenddreihundert Unzen gemünztem Gold beſtand, welches Cours hatte. Auf dem Punkte vor Gott zu erſcheinen, und ohne Hoffnung von meinen Wunden zu geneſen, klage ich dieſen Elenden als Räuber und Mörder an, u. ſ. w." Unterzeichnet .... Soll ich Ihnen den Namen des Unter-

zeichners nennen? Aber, was ist Ihnen denn, liebster Senor? Fühlen Sie sich unwohl? Sie sind bleich wie eine Leiche."

In der That war bei Anhörung der Erzählung, die der Bandit mit einer gewissen Selbstgefälligkeit vortrug, der Senator von einer Herzbeklemmung und einem so großen Entsetzen ergriffen worden, daß er einen Augenblick auf dem Punkte war, ohnmächtig zu werden.

„Es ist sonderbar, wie wenig man sich in der Welt auf Etwas verlassen kann," fuhr der Bandit mit einer gewissen Affectation fort; „da ist dieser achtbare Lupino, der auf die geschickteste Weise von der Welt, die charmanteste Schlinge gelegt hatte, die man sich nur denken konnte; zu größerer Sicherheit hatte er gewartet, bis man sich jenseits der indianischen Grenze an einem Orte befand, durch den in zehn Jahren nicht eine menschliche Seele zieht; er feuerte seine Pistolen auf fünf Schritte in den Rücken seines Gebieters ab, und ging dann, indem er, wohl verstanden, das so redlich erworbene Vermögen mit sich nahm. Nun, das Verhängniß wollte, daß dieser Gebieter, den er alle mögliche Ursachen hatte, todt zu glauben, nicht ganz todt war, daß er Zeit hatte, seine Schreibtafel zu nehmen, und mit Bleistift zwar, eine förmliche, rechtsgültige Angebung niederzuschreiben; dann führte immer dasselbe verteufelte Verhängniß, welches, wo es sich einmischt, es nie anders macht, einen Jäger daher, der das Notizbuch aufhob. Das könnte einem Lust geben,

der Teufel soll mich holen, ein ehrlicher Mann zu werden, wenn man nicht seine festgestellten Ideen darüber hätte.“

Aber während dieser langen Rede hatte der Senator Zeit gehabt, sich von dem harten Schlage zu erholen und seine Kaltblütigkeit wieder zu gewinnen. Durch seine große Willenskraft vermochte er seinem Gesichte Ruhe zu geben und seinen Mund zu einem verzerrten Lächeln zu zwingen.

„Caraï,“ sagte er mit einem Gelächter, welches einem Zähneknirschen glich, „das ist ja eine wunderbare, vollkommen zugestutzte Geschichte. Erlaubt mir, theurer Senor, Euch mein Compliment wegen Eures erfindungsreichen Genies zu machen; auf Ehre, Ihr habt Talent. Aber wer zum Teufel soll einem solchen Mährchen Glauben schenken?“

„Vor allen Andern Sie, Senor, denn mehr als allen Andern ist Euch die Wahrheit dieser Geschichte bekannt.“

„Geht doch! Ihr seid wahrhaftig verrückt!“

„Nicht so sehr, als Sie meinen, denn die Beweise sind in meinen Händen.“

„Nun, das mag sein; aber angenommen, daß die von Euch behaupteten Thatsachen wahr seien, so haben diese Thatsachen vor sehr langer Zeit stattgefunden; dieser Lupino Contrarias ist verschwunden, ist vielleicht todt; was seinen Herrn betrifft, so waren die Waffen zu gut geladen, als daß er hätte davon kommen können.

Wer bekümmert sich um einen todten Menschen, besonders in unserm Lande?"

„Woher wissen Sie denn, daß die Waffen so sorgfältig geladen waren?"

„Ich setze es voraus."

„Ja, die Voraussetzungen sind eben das Uebel in allen Geschäften. Unter uns gesagt, halten Sie es für sehr schwer, den Lupino Contrarias in Rufino Contreras wieder zu finden? Nein, nicht wahr?"

Der Senator erröthete wider Willen.

„Mensch, eine solche Vermuthung ...."

„Hat Nichts, was Sie beleidigen kann," erwiderte Kidd sehr ruhig; „es ist ja eben nur eine Vermuthung, Nichts weiter; jetzt im Vermuthen fortfahrend, nehmen wir an, daß der Herr, den sein Knecht getödtet zu haben glaubt, im Gegentheil recht sehr am Leben ist, und ...."

„O, was Das betrifft, das ist nicht möglich!"

„Unterbrechen Sie mich doch nicht, Senor; also, wenn er am Leben ist, und käme, sage ich, und legte die Hand auf die Schulter seines Knechtes, so wie ich die meine auf Ihre Schulter lege, und sagte: Das ist mein Mörder! Was würden Sie darauf antworten?"

„Ich! ich!" rief der Senator ganz außer sich, „was ich darauf antworten würde?"

„Sie würden Nichts darauf antworten," fuhr der Bandit fort, indem er die Terzerole, die der Senator in seiner Verwirrung hatte fallen lassen, aufhob und ruhig in seinen Gürtel steckte; „besiegt durch die Augen-

scheinlichkeit, zerschmettert durch die Gegenwart Ihres Schlachtopfers, würden Sie ohne Gnade verdammt werden."

Eine Secunde lang herrschte ein fürchterliches Schweigen zwischen diesen beiden Männern, die sich anblickten, als ob sich der Eine auf den Andern stürzen wolle. Endlich legte sich die Aufregung des Senators gerade durch ihre Stärke; er fuhr mit der Hand über seine mit kaltem Schweiß bedeckte Stirne, und sich seiner ganzen Länge nach aufrichtend, sagte er mit schneidender Stimme:

„Und nun, was wollt Ihr von mir?"

„Bevor ich meine Bedingungen stelle, erwarte ich, daß Sie mir Ihren Entschluß kund geben."

Don Rufino Contreras blieb einige Minuten lang in tiefes Nachdenken versunken. Kidd überwachte ihn genau, bereit, Gebrauch von seinen Waffen zu machen, sobald der Senator eine irgend verdächtige Bewegung machen würde; aber dieser dachte gar nicht daran; ganz betäubt durch die niederschmetternde Offenbarung des Abenteurers, warf er irre Blicke um sich und forschte vergebens in seinem Geiste, auf welche Art er wohl aus der entsetzlichen Sackgasse herauskommen könnte, in die er sich verrannt hatte.

Endlich erhob er den Kopf, stand auf und sah dem Räuber fest in das Gesicht.

„Nun denn, ja," sagte er entschlossen. „Alles, was Ihr gesagt habt, ist wahr. Ich habe den Mann, der

mir in meinem Elende seine helfende Hand gereicht hatte, der mich mehr als Freund, denn als Diener behandelte, feigerweise ermordet, um ihn seines Vermögens zu berauben. Aber ich besitze dieses, wenn auch noch so schlecht erworbene Vermögen, und durch dasselbe habe ich mir eine Stellung in der Welt errungen. Durch Betrügerei und Lügen ist es mir gelungen, allen Leuten zu imponiren; ich habe einen Rang, einen Namen; der Tod allein kann mich zwingen, diese so sauer erworbene Stellung aufzugeben. Jetzt, da ich aufrichtig mit Euch gesprochen, da ich offenes Spiel mit Euch gespielt habe, jetzt ist es an Euch, aufrichtig gegen mich zu sein; heraus also mit den Bedingungen, die Ihr mir zu stellen gedenkt; wenn diese Bedingungen billig sind, so werde ich sie annehmen, wenn nicht, so werde ich sie zurückweisen, welches auch die Folgen für mich sein mögen. Nehmt Euch wohl in Acht, denn ich bin der Mann nicht, der sich dazu hergibt, in der Gewalt eines Schurken Eurer Art zu bleiben; ja, ehe ich mich dazu verstände, solch' eine entsetzliche Lage anzunehmen, würde ich mich eher selber bei den Gerichten angeben und Euch mit in meinen Fall verwickeln. Ueberlegt also wohl, bevor Ihr mir antwortet, Geselle, denn meine Rede ist ernstlich gemeint. Ist ein Mal der Handel zwischen uns abgeschlossen, so ist Alles abgemacht. Ich gebe Euch zwei Minuten, um mir zu antworten."

Diese klare, kategorische Erklärung beunruhigte den

Banditen mehr, als er zeigen wollte; er begriff, daß er es mit einer jener unbeugsamen Naturen zu thun hatte, die, wenn sie einmal einen Entschluß gefaßt haben, unter keiner Bedingung mehr davon abgehen; der Abenteurer konnte Nichts dabei gewinnen, wenn er Don Rufino verdarb — im Gegentheil — auch hatte diese Absicht nie in seinem Plane gelegen; er hatte nur gehofft, ihn zu schrecken, und das war ihm gelungen; jetzt handelte es sich nur noch zwischen diesen beiden Männern, die so ganz geschaffen waren, um einander zu verstehen, da sie sich ihre Missethaten offen eingestanden hatten, um die Verhandlung der Geldfrage und deren möglichst geschickte Behandlung. Kidd schickte sich also an, den Sturm zu beginnen.

## V.

### Eine freundschaftliche Uebereinkunft.

Den Rücken an den Tisch gelehnt, den Kopf in die rechte Hand gestützt, spielte Don Rufino nachlässig mit einem elfenbeinernen Falzbein, und wartete geduldig ab, bis es dem andern gefallen würde, zu sprechen.

Dieſe verſtellte Gleichgültigkeit gab dem Abenteurer viel zu denken. Leute von der Art des Räubers ſind mißtrauiſch gegen Alles, was ihnen nicht natürlich ſcheint; er fühlte ſich alſo unwillkürlich beengt durch die Kaltblütigkeit des Senators, die er ſich nicht erklären konnte, und unter der er eine Schlinge verborgen wähnte.

Endlich unterbrach er ungeſtüm das Schweigen.

„Vor Allem, Don Rufino," ſagte er, „muß ich Sie von dem Grunde meines Beſuchs unterrichten."

„Ich beſtehe nicht beſonders darauf, dieſen Grund kennen zu lernen," ſagte der Senator leichthin. „Wenn Ihr jedoch glaubt, daß es nothwendig ſei, ſo redet; genirt Euch nicht, ich höre Euch an."

„Ich glaube, daß Eure Anſicht ſich ändern wird, wenn Ihr mich angehört haben werdet, Senor, und Ihr werdet die Wichtigkeit des Dienſtes erkennen, den ich Euch zu leiſten gedenke."

„Mein Gott, das iſt möglich, ich ſage ja nicht nein, beſter Senor Kidd," erwiderte ſpöttiſch der Senator; „aber Ihr werdet zugeben, daß Ihr Euch ſo ſehr in meine Angelegenheiten miſcht, daß es mir ſehr ſchwer geworden iſt, mitten unter all' den Combinationen, die Euer Geiſt zu erſinnen beliebt, völlig herauszufinden, ob Eure Abſichten gegen mich gut oder böſe ſind."

„Sie ſollen ſelbſt urtheilen."

„Das iſt auch mein Wunſch; redet alſo, ich bitte Euch darum."

„So will ich Ihnen denn verkünden, daß ein ge-

wisser Gerichtsdiener, Namens Don Porfiado Burro, im Goldlager von Quitovac angekommen ist."

„Sehr wohl," erwiderte der Senator, indem er den Räuber scharf ansah.

„Nun weiß ich nicht, wie es geschah, aber kaum war der Senor Don Porfiado angekommen, als durch eine sonderbare Fatalität der Hauptmann de Niza von seiner Ankunft unterrichtet war."

„Sieh' Einer an!" rief der Senator mit Spott, „immer mischt sich das Verhängniß ein, von dem Ihr bereits Gelegenheit hattet, mit mir zu reden; das heißt in der That unglücklich spielen."

Wie groß auch die Dosis Unverschämtheit war, womit ihn die Natur begabt hatte, so kam doch der Abenteurer unwillkürlich aus der Fassung.

Don Rufino hob höhnisch wieder an:

„Und immer in Folge dieses unerbittlichen Verhängnisses war der Hauptmann nicht nur allein von der Ankunft dieses würdigen Don Porfiado unterrichtet, sondern auch von den Gründen, die ihn hergeführt."

„Woher wissen Sie das?" rief Kidd mit verstelltem Erstaunen.

„Mein Gott, ich errathe es, das ist Alles," antwortete der Senator mit einem kaum merklichen Achselzucken. „Doch fahrt fort, ich bitte Euch; was Ihr mir da erzählt, fängt an, mich außerordentlich zu interessiren."

Der Räuber hob mit unerschütterlicher Sicherheit wieder an:

„Der Hauptmann ist, wie Ihnen bekannt, ein Verwandter des Marquez de Moguer.“

„Er ist sogar ein sehr naher Verwandter von ihm.“

„Auch besann er sich nicht, sondern schickte sogleich einen expressen Boten auf die Hacienda del Toro, mit einem Brief, in welchem er wahrscheinlich über den Gerichtsdiener und dessen Auftrag die ausführlichsten Nachrichten gab.“

Bei dieser Kunde ließ Don Rufino plötzlich die Maske der Gleichgültigkeit fallen, womit er bisher sein Gesicht bedeckt hatte, und mit dumpfem Zorn mit der Faust auf den Tisch schlagend, rief er:

„Diesen Brief, o diesen Brief würde ich mit schwerem Gold bezahlen!“

„Nun, Senor,“ erwiderte lächelnd der Räuber, „da es mir darum zu thun ist, Ihnen die Rechtlichkeit meiner Gesinnungen zu beweisen, so gebe ich Ihnen diesen Brief umsonst.“

Er zog den Brief aus seiner Tasche und reichte ihn dem Senator hin; dieser sprang darauf zu, wie ein Tiger auf seine Beute, und riß ihn aus den Händen des Banditen.

„Langsam, nur langsam,“ hob Kidd wieder an; „belieben Sie zu bemerken, ich bitte darum, daß das Siegel unverletzt ist, und da der Brief nicht geöffnet worden, weiß ich natürlich nicht, was er enthält.“

„In der That,“ rief, den Brief in seiner Hand

herumdrehend, der Senator, „der Brief ward nicht geöffnet, ich danke Euch für Eure Rücksicht, Senor.“

„Sie sind allzugütig,“ erwiderte Kidd mit einer Verbeugung.

„Aber,“ hob der Senator wieder an, „wie ist dieser an Don Hernando de Moguer gerichtete Brief in Eure Hände gekommen?“

„Auf ganz natürliche Weise, Senor,“ sagte der Andere leichthin. „Stellen Sie sich vor, daß der Mann, den der Hauptmann erwählt hatte, um den Brief zu überbringen, zufällig ein Freund von mir war. Da ich die Absicht hatte, Sie in Arispe zu besuchen und es mir leid that, daß der arme Bursche allein während der Nacht einen so übel berüchtigten Weg zurücklegen sollte, so schlug ich ihm vor, ihn zu begleiten, und er nahm den Vorschlag an. Aber ich weiß nicht, wie es kam, daß wir unterwegs in Streit geriethen. Kurz, ohne böse Absicht von meiner Seite, das kann ich Ihnen schwören, gab ich ihm in der Hitze des Wortwechsels einen so wohlangebrachten Säbelhieb auf den Kopf, daß er gezwungen war, daran zu sterben. Das verursachte mir großen Kummer, aber es war keine Abhülfe möglich, und da ich fürchtete, daß der Brief verloren gehen, oder in schlechte Hände fallen könnte, so nahm ich ihn mit. Das ist die ganze Geschichte.“

„Sie ist in der That sehr einfach,“ erwiderte lächelnd Don Rufino, dann erbrach er das Siegel.

Kidd setzte sich wieder in den Sessel, um dem

Senator die Freiheit zu lassen, das Sendschreiben zu lesen, das ihn übrigens außerordentlich zu interessiren schien.

Nachdem er den Brief zwei Mal hintereinander mit der größten Aufmerksamkeit durchlesen hatte, ließ Don Rufino das Haupt auf die Brust sinken und verharrte einige Augenblicke im Stillschweigen.

„Nun," fragte endlich der Abenteurer, „nun, sind böse Nachrichten in dem Schreiben enthalten, do Sie so gänzlich davon eingenommen sind?"

„Sie sind von der höchsten Wichtigkeit für mich, Senor; nur stelle ich mir die Frage, zu welchem Zweck Ihr Euch des Briefes bemächtigt habt?"

„Nun, ich denke, zu dem Zweck, Ihnen angenehm zu sein."

„Das ist sehr gut, aus einem gewissen Gesichtspunkt betrachtet; aber mir gegenüber, hattet Ihr gewiß einen andern Zweck."

Der Räuber fing an zu lachen.

„Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich Ihnen ein Geschäft vorschlagen wollte?"

„Das ist wahr; aber ich erwarte, daß Ihr Euch deutlicher erklärt."

„Das ist sehr schwer, Senor."

„Ich will annehmen, daß es so sei. Wohlan, ich will Euch die Sache leicht machen."

„Das ist mein größtes Verlangen."

„Der Handel, den ihr mir nicht vorzuſchlagen wagt, den will ich Euch anbieten.“

„Nun, ich ſehe, daß Sie anfangen, mich zu verſtehen; und daß wir Etwas mit einander machen können.“

„Nicht wahr?“

„Es iſt meine Ueberzeugung.“

„Ihr ſeid nicht reich,“ ſagte gerade heraus der Senator, die Frage offenherzig angreifend.

„Ich bin gezwungen zu geſtehen, daß ich eben nicht gerade auf Gold rolle,“ ſagte er, einen ſehr ſpöttiſchen Blick auf ſeine ſehr zerlumpte Kleidung werfend.

„Nun, wenn Ihr wollt, ſo werde ich Euch mit einem Schlage reich machen.“

Was meinen Sie reich, Senor?“ fragte der Bandit mißtrauiſch.

„Ich verſtehe darunter, Euch zum Beſitzer einer Summe zu machen, die Euch nicht nur auf immer von aller Noth befreien; ſondern Euch auch noch erlauben wird, bei einer rechtlichen Lebensweiſe alle Eure Phantaſien zu befriedigen.“

„Die Rechtlichkeit iſt eine Tugend, die nur denen erreichbar iſt, die ausgeben können, ohne zu rechnen,“ erwiderte im Sentenzenton der Abenteurer.

„Gut, ich werde Euch rechtlich machen, um in Eurer Sprache zu reden.“

„Das wird ſehr theuer zu ſtehen kommen,“ ſagte Kidd mit großer Unverſchämtheit, „denn ich habe ſehr ſonderbare Neigungen.“

„Ich glaube es, doch daran ist nichts gelegen. Ich habe in Ober-Californien eine Hacienda, die ich Euch bitte, von mir zum Geschenk anzunehmen, und werde Euch noch heute die Besitztitel derselben in die Hände geben."

„Hm!" rief Kidd, mit der Oberlippe verächtlich zuckend, „ist diese Hacienda schön?"

„Schön und unermeßlich groß; ihre Weideplätze sind mit Ochsen- und Schaafheerden und wilden Pferden bedeckt; sie liegt nicht weit vom Meere entfernt."

„Das ist schon Etwas, aber es ist noch lange kein Reichthum."

„Wartet."

„Ich warte."

„Ich füge zu dieser Hacienda noch eine runde Summe von hunderttausend Piastern in Gold."

Den Abenteurer überkam eine Verblendung.

„Wie!" rief er aufspringend, als ob er von einer Feder in die Höhe geschnellt worden sei und bleich vor Freude ward, hundertausend Piaster haben Sie gesagt?"

„Ich wiederhole es, hunderttausend Piaster," begann der Senator wieder innerlich befriedigt durch die Wirkung, die er hervorgebracht hatte; „glaubt Ihr, daß es Euch mit einer solchen Summe möglich sein wird, ehrlich zu sein?"

„Bei Christi Blut, ich glaube es," rief er jubelnd aus.

„Es hängt nur von Euch ab, es zu ſein, bevor acht Tage vergehen.“

„Ja, ich verſtehe, es iſt eine Bedingung dabei. Caraï, ſie müßte ſehr hart ſein, wenn ich ſie nicht eingehen ſollte.“

„Dieſe Bedingung iſt folgende; hört mich wohl an, und beſonders begreift mich wohl.“

„Caraï, ob ich höre! Eine Hacienda und hunderttauſend Piaſter! Ich müßte wahnſinnig ſein, um einen ſolchen Vortheil zu verſchmähen.“

„Ihr dürft in Nichts mein Vorhaben hemmen, müßt mich Donna Marianna heirathen laſſen, und mir am Vermählungstage das Notizbuch übergeben, das Ihr dem Manne abgenommen, der unglücklicherweiſe von ſeinem Bedienten ermordet wurde.“

„Sehr wohl. Iſt das Alles?“

„Noch nicht.“

„Nun, fahren Sie fort.“

„Ich verlange, daß Ihr mir bei Uebergebung des Notizbuchs zugleich den unwiderleglichen Beweis gebt, daß ſein Eigenthümer dies Mal gewiß todt iſt.“

„Caraï, das wird ſchwer ſein.“

„Das geht mich Nichts an, das iſt Deine Sache.“

„Das iſt wahr. Wie viel Zeit gebt Ihr mir dazu?“

„Acht Tage.“

„Acht Tage iſt nicht allzuviel, Cuerpo di Christo; das Individuum iſt nicht leicht zu überfallen.“

„Ja, aber ist der Mensch ein Mal todt, so seid Ihr reich.“

„Ich weiß es wohl, und das ist in Betrachtung zu ziehen. Gleichviel, es wird eine harte Arbeit werden, caraï; ich werde meine Haut dabei riskiren.“

„Ihr könnt es thun oder lassen.“

„Ich thue es, bei Christi Blut! Ich thue es. Ich werde in meinem Leben keine ähnliche Gelegenheit mehr finden, um ein ehrlicher Mann zu werden.“

„Also ist die Sache wohl abgemacht zwischen uns?“

„So sehr man nur Etwas abmachen kann; Sie können ruhig sein!“

„Gut. Da Ihr aber Eure Absicht ändern und eines Tags die Absicht haben könntet, mich zu verrathen ....“

„O Senor, wie könnte ich einen solchen Gedanken haben ....“

„Man kann nicht wissen, was geschehen kann. Ihr werdet mir daher sogleich ein Papier unterschreiben, auf welchem diese Bedingungen des Breiteren niedergeschrieben sein werden.“

„Caraï, Sie verlangen da etwas sehr Gefährliches.“

„Gefährlich für uns beide, ja; aber nicht für Euch allein, da meine Vorschläge auch darin angeführt sein werden.“

„Warum aber dieſes Papier ſchreiben, da es Sie ſowohl, als mich, bloßſtellen kann?“

„Aus dem einfachen Grunde, daß, wenn Ihr eines Tags den Gedanken haben ſolltet, mich zu verrathen, Ihr mich nicht verderben könnt, ohne Euch ſelbſt zu verderben, was, wie ich denke, Euch vorſichtig machen und Euch zur Ueberlegung nöthigen wird, ſo oft ein böſer Gedanke Euch durch das Gehirn ſchießt.“

„Sie mißtrauen mir, Senor?“

„Setzt Ihr denn etwa großes Zutrauen in mich?“

„Das iſt etwas Anderes, Senor; ich bin nur ein armer Teufel.“

„Kurz, um zum Abſchluß zu kommen; entweder Ihr nehmt die Bedingungen an, wie ich ſie Euch ſtelle, oder jeder Vergleich iſt und bleibt zwiſchen uns unmöglich.“

„Wenn ich nun aber, da Sie ſo mit mir reden, Senor, Gebrauch von dem Papiere machte, das ich in Händen habe?“

„Ihr werdet es nicht wagen.“

„Ich werde es nicht wagen! Und warum denn nicht?“

„Ich weiß nicht aus welchem Grunde, aber ich bin überzeugt, daß, wenn Ihr Euch dieſes Papiers hättet bedienen können, Ihr es ſchon gethan haben würdet. Ich kenne Euch zu genau, um daran zu zweifeln, Senor Kidd! Es hieße Euern Verſtand gering ſchätzen, dem ich im Gegentheil alle erdenkliche

Schlauheit von Herzen gern zugeſtehe, wenn ich daran zweifelte. Glaubt mir, Senor, verſucht es nicht länger, mich mit dieſem Papier zu ſchrecken und mir es auf die Bruſt zu halten, als ob es eine geladene Piſtole wäre, denn es wird Euch nicht gelingen. Nehmt im Gegentheil die prächtigen Vorſchläge an, die ich Euch mache, es iſt das Einfachſte."

„Nun, es mag darum ſein, da Sie es ſo haben wollen," antwortete er; „aber Sie werden mir zugeſtehen, daß es hart iſt."

„Keineswegs; darin beſteht eben Euer Irrthum. Ich nehme ganz einfach eine Sicherſtellung gegen Euch ſelbſt, das iſt Alles."

Der Abenteurer war noch nicht überzeugt; aber die Lockſpeiſe der hundertauſend Piaſter bewog ihn, ſeine Partie zu nehmen, und mit einem bedauernden Seufzer hörte er auf, weiter in den Senator zu dringen.

Don Rufino ſchrieb alſogleich die zwiſchen den beiden Verbündeten feſtgeſtellten Bedingungen nieder; ſchreckliche Bedingungen, die der Senator ſtets als Damoklesſchwert über dem Haupte ſeines Mitſchuldigen hängen laſſen wollte, und die vor Gericht niedergelegt, ſie unvermeidlich alle Beide in's Verderben ſtürzen mußten.

Während der Senator ſchrieb, ſah ihm der Bandit über die Schulter und folgte aufmerkſam jedem Worte, das er niederſchrieb, um ſich wohl zu überzeugen, daß er ihn nicht betrüge; dabei aber ſuchte er bereits in

seinem Kopfe nach Mitteln, um diesen furchtbaren Compromiß zu umgehen, und wenn er das Geld einmal erhoben habe, den zu verderben, der es ihm aufzwang. Wir wagen nicht zu versichern, daß Don Rufino seinerseits nicht denselben Gedanken hatte.

Als der Senator diesen sonderbaren Gesellschaftsvertrag beendigt hatte, der die beiden Männer zu wechselseitigen Bürgen machte und sie fester aneinander schmiedete, als dieses durch eine Kette geschehen sein würde, las er das Geschriebene mit lauter Stimme ab.

Nachdem er damit fertig war, fragte er:

„Habt ihr mir irgend eine Bemerkung zu machen?“

„Zum Teufel mit den Bemerkungen,“ rief der Bandit mit rauhem Tone; „was ich auch sagen könnte, so würdet Ihr doch Nichts an dem Geschreibsel ändern; es mag also bleiben, wie es ist.“

„Das ist auch meine Meinung; unterschreibt also, und um das Peinliche zu versüßen, welches diese Verpflichtung für Euch haben mag, will ich Euch einstweilen hundert Unzen vorzählen.“

„Das lasse ich mir gefallen; das heiße ich Goldworte reden,“ antwortete er lächelnd. Und die Feder aus Don Rufino's Händen nehmend, der bereits unterschrieben hatte, schrieb er entschlossen seinen Namen unter diesen Vertrag, der ihm das Leben kosten konnte. Aber das Versprechen der hundert Unzen hatte ihn Alles vergessen lassen; zudem war Kidd, im Vorbeigehen sei es gesagt, ein Fatalist, und er rechnete viel auf den

Zufall, um ihn in Kurzem von seinem Mitschuldigen zu befreien.

Als Kidd mit der größten Kaltblütigkeit unterschrieben hatte, schüttete der Senator Goldsand auf das Papier, legte es vierfach zusammen und verbarg es an seiner Brust.

Jetzt griff er in eine Geldkiste, aus welcher er eine Hand voll Gold nahm.

„Hier ist die versprochene Summe," sagte er.

Und er schichtete die Unzen auf dem Tische auf; Kidd ließ sie mit einem zufriedenen Athemzug in seinen Taschen verschwinden.

„Sie wissen, daß ich zu Ihren Befehlen stehe, und bereit bin, zu gehorchen; und um einen guten Anfang zu machen, so gebe ich Ihnen hier Ihre Terzerole zurück, deren ich nicht mehr bedarf."

„Ich danke. Werdet Ihr noch durch Etwas in Arispe zurückgehalten?"

„Nicht durch das Mindeste."

„Also würdet Ihr keine Schwierigkeit machen, die Stadt zu verlassen?"

„Im Gegentheil; ich habe die Absicht, mich sobald als möglich, aus ihr zu entfernen."

„Das trifft sich ja herrlich; ich werde Euch ein paar Zeilen für den Senor Don Porfiado mitgeben, mit der Bitte, sie demselben gleich nach Eurer Ankunft zu übergeben."

„Sie schicken mich also nach Quitovac?"

„Hättet ihr einen Widerwillen, dahin zurückzukehren?“

„Nicht den mindesten; nur werde ich nicht dort bleiben, wegen des Vorfalls von dieser Nacht.“

„Ja so, das ist richtig, wegen des Todes des Soldaten; nehmt Euch in Acht.“

„Ich werde nicht länger in Quitovac bleiben, als es nöthig ist, den mir von Euch gewordenen Auftrag auszurichten, dann werde ich gleich wieder abziehen.“

„Ich glaube, daß dieses das Klügste für Euch sein wird. Doch nein, Alles wohl überlegt, denke ich, daß es besser für Euch sein wird, wenn Ihr gar nicht nach Quitovac geht. Ich werde meinen Brief durch eine andere Person hinschicken.“

„Das ist mir auch lieber. Haben Sie mir sonst Nichts mehr zu befehlen?“

„Nichts; Ihr könnt thun, was Euch gut dünkt; nur vergeßt nicht, daß ich Euch in acht Tagen erwarte, und handelt demgemäß.“

„Ich werde nicht ermangeln, caraï.“

„In diesem Falle halte ich Euch nicht länger auf. Lebt wohl!“

„Auf Wiedersehen, Senor!“

Der Senator schlug auf eine Glocke. Der Bediente erschien fast augenblicklich. Don Rufino und Kidd tauschten einen heimlichen Blick miteinander aus; es war augenscheinlich, daß der Livrémensch, neugierig wie alle Bedienten, an der Thüre gelauscht und zu er-

fahren gesucht hatte, aus welchen Gründen sein Gebieter so lange mit einem Menschen von dem Aussehen des Abenteurers eingeschlossen blieb; aber in Folge der Vorsicht, die Kidd durch das vollständige Oeffnen der Kabinetsthüre gebraucht hatte, hatte der arme Teufel Nichts erschnappen können, da das Geräusch der absichtlich gedämpften Stimmen nicht bis zu ihm gedrungen war.

„Geleite diesen Caballero," sagte der Senator.

Die beiden Männer grüßten sich noch ein letztes Mal, als wenn sie die besten Freunde von der Welt gewesen wären, und trennten sich dann endlich.

„Elender Schurke!" rief Don Rufino, sobald er allein war, „wenn ich mich je bezahlt machen kann für alle die Qualen, die Du mich heute erleiden ließest, so werde ich Dich gewiß nicht schonen, darauf kannst Du Dich verlassen."

Und er zerschmetterte voll Zorn eine prachtvolle japanesische Vase, die sich unglücklicherweise in der Nähe seiner Hand befand.

Andrerseits machte der Abenteurer, während er dem Bedienten durch die Gemächer folgte, innerlich Ueberlegungen, die auch grade nicht rosenfarbig waren.

„Der Teufel! Der Teufel! Der Kampf ist hitzig gewesen," sprach er zu sich selbst; „ich glaube, ich werde wohl daran thun, einiges Mißtrauen in meinen guten Freund zu setzen; der liebe Senator ist weit davon entfernt, zärtlich zu sein, und wenn er Ge-

legenheit findet, mir einen böſen Streich zu ſpielen, ſo wird er ſich wohl hüten, dieſe Gelegenheit entwiſchen zu laſſen. Ich hatte Unrecht, das verfluchte Papier zu unterſchreiben; doch, was habe ich im Grunde zu fürchten? Es liegt zu ſehr in ſeinem eigenen Vortheil, mich zu ſchonen, als daß er es wagen dürfte, mir eine Schlinge zu legen; doch gleichviel, ich werde vorſichtig ſein, das kann in keinem Falle Etwas ſchaden."

Als er dieſes innerliche Selbſtgeſpräch ſchloß, befand er ſich unter dem Portal, wo ſich der Diener mit einer achtungsvollen Verbeugung von ihm verabſchiedete. Der Abenteurer ſchlug den breiten Rand ſeines Vicognahutes tief in das Geſicht, wickelte ſich ſorgfältig in ſeinen Mantel und ging fort.

Er wendete, um ſich wieder in das Wirthshaus zu begeben, dieſelben Vorſichtsmaßregeln an, die er gebraucht hatte, als er zu dem Senator ging; es war ihm daran gelegen, nicht erkannt und von den Alguazils am Kragen ergriffen und eingeſperrt zu werden, denn wir wiſſen, daß aus gewiſſen Gründen die Straßen der Stadt ihm keineswegs eine verkürzte Sicherheit boten.

Mit hinter dem Rücken verſchlungenen Armen und weit ausgeſpreizten Beinen, ſah Kidd den Wirth auf der Schwelle ſtehen und den Eingang ſeines Hauſes bewachen.

„Nun, schon wieder zurück?“ rief er mit einer Begrüßung dem Räuber entgegen.

„Wie Ihr seht, Gevatter; gebt mir jetzt schnell ein Frühstück, denn ich habe viel zu thun.“

„Wollt Ihr uns schon wieder verlassen?“

„Ich weiß es noch nicht; nun, macht ein Wenig schnell, ich bitte darum.“

Gezwungen, den Willen des Gastes zu erfüllen, bediente ihn der Wirth, ohne weitere Fragen an ihn zu richten; der Abenteurer aß mit gutem Appetit und bezahlte seinen Wirth reichlich, um dessen üble Laune durch ein gutes Verfahren zu beschwören, und, nachdem er sein Pferd gesattelt hatte, ritt er fort, ohne zu sagen, ob er wieder käme, oder nicht.

Eine Viertelstunde später sprengte er durch das Feld und sog mit unendlicher Lust den Wind ein, der frisch und duftend von der Wüste her wehte.

## VI.

### Die Hacienda del Toro.

Wir überspringen jetzt einen Zeitraum von vierzehn Tagen und kehren auf die Hacienda del Toro

zurück; aber bevor wir unsere Geschichte wieder aufnehmen, werden wir mit wenig Worten die Ereignisse schildern, welche in diesen vierzehn Tagen vorgefallen waren, um dem Leser wohl begreiflich zu machen, durch welchen sonderbaren Zusammenfluß von Umständen, der Zufall alle unsere Personen einander gegenüber stellte, und einen Zusammenstoß unter ihnen herbeiführte, aus welchem eine unvermuthete Entwickelung entsprang.

Durch Donna Esperanza's Liebenswürdigkeit verführt, und vielleicht unbewußt durch die geheimen Bestrebungen ihres Herzens angezogen, hatte Donna Marianna eingewilligt, zwei Tage lang bei ihr zu bleiben; diese zwei Tage waren mit dem lieblichsten Geplauder ausgefüllt worden, in welchem das junge Mädchen, ohne es zu wissen, das Geheimniß entschlüpfen ließ, das sie so wohl auf dem Grunde ihres Herzens aufbewahrt glaubte.

Donna Esperanza hatte mit einem glücklichen Lächeln das naive Geständniß einer Liebe entgegen genommen, die sie bereits ahnte, und die Alles sie antrieb, zu ermuthigen.

Starkhand hatte sich seinerseits ganz und gar der zauberhaften Blendung hingegeben, die das junge Mädchen auf ihn ausübte; sich geliebt fühlend, war sein gezwungenes Wesen und seine Kälte weggeschmolzen, um einer aufrichtigen Bewunderung Platz zu machen. Durch die Gefühle, die ihn bewegten, hingerissen, hatte

er Alles ſehen laſſen, was wahrhaft Großes und wahrhaft Gutes in ſeinem Charakter lag, der allerdings etwas wild war; aber es war jene redliche, großartige Wildheit, die den Frauen gefällt, indem ſie ihnen den geheimen Wunſch einflößt, dieſe rebelliſchen Naturen zu überwinden und ſie durch ihre reizenden Anlockungen zu beherrſchen.

Im Allgemeinen haben die Frauen, gerade im Gefühl ihrer Schwäche, es ſtets geliebt, energiſche Männer, die im Rufe der Unbändigkeit ſtehen, zu bewältigen, denn das Weib will beſchützt ſein, und erröthet, wenn es im Gegentheil Den vertheidigen muß, deſſen Namen es führt, oder zu führen ſtrebt. Verachtung tödtet die Liebe. Ein Weib wird immer nur einen Mann lieben, auf den ſie das Recht hat, ſtolz zu ſein, und zu dem ſie ſagen kann: „Verſchone Feinde, die zu ſchwach für Dich und Deines Zornes unwürdig ſind.“

Während zwei Tagen ſprachen die jungen Leute das Wort Liebe nicht ein einziges Mal aus, und dennoch erklärten ſie ſich deutlich, und es blieb ihnen kein Zweifel mehr über ihre gegenſeitige Zuneigung.

Man mußte jedoch daran denken, wieder auf die Hacienda zurückzukehren.

Man kam überein, daß Donna Marianna ihrem Vater mittheilen ſolle, was ſie von Donna Esperanza erfahren hatte; daß ſie die Hand des Senators nicht geradezu ausſchlagen und die Ereigniſſe ruhig abwarten ſolle.

„Geben Sie wohl Acht," sagte das junge Mädchen, dem Jäger die Hand reichend, „ich setze meine ganze Hoffnung in Sie; wenn Ihre Pläne fehl schlügen, so würde ich schutzlos und allein bleiben, und es bliebe mir dann Nichts übrig, als zu sterben, denn ich könnte den Verlust aller meiner Hoffnungen nicht überleben."

„Zählen Sie auf mich, Donna Marianna; ich habe mein Glück und mein Leben als Satz eingesetzt in der schrecklichen Partie, die zu spielen ich mich anschicke; ich bin überzeugt, daß ich gewinnen werde."

„Ich werde Gott für Sie und für mich mit so großer Andacht anrufen, daß er mich gewiß erhören wird."

Mit diesen Worten hatten sich die jungen Leute getrennt, und in diesen Worten war eine gegenseitige Verpflichtung enthalten.

Donna Esperanza hatte das junge Mädchen zärtlich umarmt.

„Erinnern Sie sich der Legende," hatte sie gesagt.

Donna Marianna hatte mit einem Lächeln darauf geantwortet.

Der Tigerjäger hielt die beiden Pferde am Zaum, Starkhand und etwa zehn Jäger schickten sich an, die Reisenden von Weitem zu geleiten, um sie im Nothfalle beschützen zu können.

Sie ritten ab.

Der Weg wurde schweigend zurückgelegt. Donna

Marianna war zu sehr damit beschäftigt, wieder einige Ordnung in ihre durch die Vorgänge der beiden Tage, die sie im Jägerlager zugebracht hatte, durcheinandergewirrten Ideen zu bringen, um daran zu denken, ein Wort an ihren Begleiter zu richten, der seinerseits ganz erstaunt über die Art, wie er in dem Lager behandelt worden war, sich den Luxus und den Comfort zu erklären suchte, die er nie in der Wüste gefunden hatte, und die ihn in ein Erstaunen versenkten, aus dem er gar nicht herauskommen konnte.

Donna Marianna hatte den Wunsch offenbart, das Ziel ihrer Reise sobald als möglich zu erreichen; daher hatte Marianno einen andern Weg eingeschlagen als den, auf dem sie gekommen waren, der in gerader Linie auf die Hacienda führte, ohne daß man die Waldhütte zu berühren brauchte.

Gegen drei Uhr des Nachmittags bekamen sie den Felsen zu Gesicht und fingen an, den Fußpfad hinaufzureiten. Da erblickten sie um den Rand des Waldes die in guter Ordnung aufgestellten, durch Starkhand befehligten Jäger.

Als das junge Mädchen das erste Thor der Hacienda erreichte, schlug der Knall einer abgefeuerten Waffe an ihr Ohr und ein weißlicher Rauch, der über den Reitern aufstieg, ließ sie errathen, wer gefeuert hatte; Donna Marianna ließ ihr Taschentuch in der Luft wehen; da ertönte ein zweiter Schuß, um ihr zu verstehen zu geben, daß man ihr Signal gesehen hatte,

dann wandten die Jäger ihre Pferde herum, und verschwanden in dem Dickicht.

Donna Marianna begab sich in die Hacienda. Die erste Person, die ihr aufstieß, war Paredes.

„Valga me Dios! Nina, wo kommen Sie her?“ rief der würdige Mayordomo. „Der Senor Marquez ist Ihretwegen in der größten Besorgniß.“

„Weiß denn mein Vater nicht, daß ich meine Amme besuchen ging?“

„Ihr Bruder hat es ihm gesagt, Senorita; aber da Ihre Abwesenheit sich übermäßig ausdehnte, so begann der Senor Marquez zu fürchten, daß Ihnen Etwas zugestoßen sei.“

„Sie sehen, daß Dieses nicht der Fall ist, mein guter Paredes; also beruhigen Sie sich, und gehen Sie, ich bitte darum, auch meinen Vater zu beruhigen, dem ich glücklich sein werde, meine Achtung zu bezeigen.“

„Don Hernando wird sich sehr freuen über Ihre Rückkehr, Senorita. Er ist in diesem Augenblicke beschäftigt, mit Don Ruiz die Gartenmauern zu untersuchen, um sich zu überzeugen, ob sie in gutem Zustande sind, denn wir fürchten mehr und mehr einen Ueberfall der Indianer.“

„Dann stören Sie meinen Vater nicht; ich werde im blauen Saal ausruhen, denn ich bin außerordentlich müde; wenn mein Vater mit seiner Untersuchung zu Ende ist, dann melden Sie ihm meine Ankunft. Es wäre unnöthig, ihn jetzt zu belästigen.“

„Ihn beläſtigen!“ rief der ehrliche Mayordomo. „Sie werden mich entſchuldigen, Senorita, wenn ich in dieſer Hinſicht nicht Ihrer Meinung bin; vive Dios, der Marquez würde mir es nimmermehr verzeihen, wenn ich ihm nicht ſogleich ihre Ankunft meldete.“

„Handeln Sie denn, wie Sie wollen, mein wackerer Paredes.“

Der Mayordomo, der nur auf dieſe Ermächtigung wartete, um fortzueilen, lief mit ſchnellen Schritten fort.

„Mein lieber Marianno,“ ſagte nun das junge Mädchen, ſich an ihren Milchbruder wendend, „es wäre unnöthig, zu erzählen, was wir während unſerer Reiſe gethan haben. Die Leute brauchen nicht zu wiſſen, daß ich die Hütte meiner guten Amme verlaſſen habe; Du verſtehſt mich, ich zähle auf Deine Verſchwiegenheit, und behalte mir vor, meinen Vater zur geeigneten Zeit von dem Geſchehenen zu unterrichten.“

„Das genügt, Nina; Sie wiſſen, daß Ihre Wünſche Befehle für mich ſind, ich werde gewiß kein Wort ſagen; zudem geht mich die Sache Nichts an.“

„Gut, Marianno; jetzt nimm meinen beſten Dank für die mir geleiſteten guten Dienſte.“

„Sie wiſſen, daß ich Ihnen ergeben bin, Nina. Ich habe nur meine Pflicht gethan, und dafür haben Sie mir nicht zu danken.“

Das junge Mädchen reichte ihm lächelnd die Hand und ging dann in die Gemächer.

Allein zurückgeblieben, nahm der Tigerjäger die beiden Pferde am Zaume und führte sie nach dem Corral, mitten durch die Hirten und Landbauern, die sich auf Befehl des Marquez auf die Hacienda geflüchtet und sich überall Hütten von Baumzweigen errichtet hatten.

Donna Marianna war nicht böse darüber, einige Augenblicke allein bleiben zu können, um Zeit zu haben, sich auf das Gespräch vorzubereiten, das sie mit ihrem Vater und ihrem Bruder führen wollte; ein höchst wichtiges Gespräch, dessen Schwierigkeiten sie sich keineswegs verhehlte.

Die Hacienda war sehr groß, daher es auch dem Mayordomo trotz aller Eile erst nach halbstündigem vergeblichen Suchen gelang, seinen Gebieter zu finden.

Don Hernando vernahm mit großer Befriedigung die Rückkehr seiner Tochter und gab sogleich die Untersuchung auf, womit er beschäftigt war, um zu ihr zu eilen.

In dem Maße, als das Unglück schwerer auf seinem Haupte zu lasten begann, fühlte der Marquez die Liebe zu seinen Kindern in sich erwachen; empfand er das Bedürfniß, sich auf sie zu stützen und die Familienbande fester zu ziehen.

Als er, gefolgt von Don Ruiz, in den Saal trat, in dem ihn Donna Marianna erwartete, breitete er ihr die Arme entgegen und küßte sie zärtlich.

„Undankbares Kind, welche Besorgniß hast Du

mir verursacht," sagte er. „Wie konntest Du in diesen unruhigen Zeiten so lange ausbleiben?"

„Verzeihung, mein guter Vater," erwiderte das junge Mädchen, seine Liebkosungen zurückgebend, „aber ich bin nicht die geringste Gefahr gelaufen."

„Gott sei gelobt! Doch warum bliebst Du drei Tage lang von uns entfernt?"

Das junge Mädchen erröthete.

„Mein Vater," erwiderte sie, den Greis mit jenen süßen Schmeicheleien überhäufend, deren Geheimniß die jungen Mädchen allein besitzen, „während der ganzen Zeit meiner Abwesenheit habe ich nur an Sie gedacht."

„Ach!" murmelte der Marquez mit einem erstickten Seufzer, „ich kenne Dein gutes Herz, mein armes Kind; unglücklicherweise ist aber meine Lage so verzweifelt, daß Nichts mich zu retten vermag."

„Vielleicht doch, mein Vater," sagte sie mit einem Kopfnicken.

„Suche mich nicht mit einer Hoffnung zu locken, die nicht zu verwirklichen ist, und die meine schreckliche Lage später nur noch grausamer machen würde."

„Ich will Sie nicht mit einer thörichten Hoffnung locken, mein Vater," erwiderte sie ernsthaft, „ich bringe Ihnen vielmehr eine Gewißheit."

„Eine Gewißheit, Kind? Nun, das sind sehr gewichtige Worte in dem Munde eines jungen Mädchens. Man vermuthet also, daß es möglich sein würde, die Mittel zu finden, das böse Geschick zu beschwören?"

„Dazu braucht man nicht weit zu gehen, mein Vater; es kann hier geſchehen, wenn Sie wollen.“

Don Hernando gab keine Antwort; er ließ den Kopf entmuthigt auf die Bruſt ſinken.

„Hören Sie Marianna an, mein Vater,“ ließ ſich nun Don Ruiz vernehmen, „ſie iſt der gute Engel unſers Hauſes. Ich glaube an ſie, denn ich weiß, daß ſie kein Spiel mit Ihrem Schmerz treiben wird.“

„Ich danke Dir, Ruiz. O, Du haſt Recht, ich würde lieber ſterben, als den Kummer meines Vaters vermehren.“

„Das weiß ich, mein Kind,“ antwortete der Marquez mit einer ſchmerzlichen Ungeduld; „aber Du biſt jung, haſt keine Erfahrung, und hältſt den Wunſch Deines Herzens ohne Zweifel für Gewißheit.“

„Warum wollen Sie nicht erſt anhören, was meine Schweſter Ihnen zu ſagen hat, mein Vater?“ ſagte Don Ruiz. „Wenn ſie ſich irrt, wenn Das, was ſie Ihnen ſagen will, den Eindruck nicht auf Sie macht, den ſie erwartet, ſo hat ſie Ihnen dann wenigſtens einen unwiderleglichen Beweis des lebhafteſten Antheils gegeben, den ſie an Ihren Geſchäften nimmt, und ſchon dafür würden wir ihr Dank ſchuldig ſein.“

„Aber wozu denn, Kinder?“

„Mein Gott, Vater, in unſerer ſchrecklichen Lage darf Nichts vernachläſſigt werden. Wer weiß? Von den Schwachen kommt uns oft die wirkſamſte Hülfe. Hat nicht Gott einſt geſagt: „Laßt die Kindlein zu

mir kommen?“ Hören Sie vor allen Dingen meine Schweſter an; nachher können Sie beurtheilen, ob ihre Worte verdienen, in Erwägung gezogen zu werden.“

„Da Du es erheiſcheſt, Don Ruiz, ſo werde ich ſie anhören.“

„Ich erheiſche es nicht, mein Vater, ich bitte darum. Nun ſprich, kleine Schweſter, ſprich ohne Furcht; wir hören Dir, und beſonders ich, mit lebhaftem Intereſſe zu.“

Donna Marianna lächelte ſanft, ſchlang die Arme um den Hals ihres Vaters, und legte mit einer reizenden Geberde ihren Kopf auf deſſen Schulter.

„Wie ſehr liebe ich Sie, mein guter Vater,“ ſagte ſie; „wie gerne möchte ich Sie glücklich ſehen. Was ich Ihnen erzählen könnte, würden Sie mir nicht glauben; was ich Ihnen zu ſagen hätte, iſt dermaßen ſonderbar, dermaßen unwahrſcheinlich, daß Sie es nicht wagen würden, ihm Glauben zu ſchenken.“

„Du ſiehſt wohl, Kind, daß ich Recht hatte.“

„Warten Sie noch einen Augenblick, mein Vater, hob ſie wieder an; wenn ich Ihnen Nichts zu erzählen habe, ſo habe ich doch eine Gnade von Ihnen zu verlangen.“

„Eine Gnade? Du, mein Kind, eine Gnade?“

„Ja, mein Vater, eine Gnade. Aber was ich verlange, iſt ſo ſonderbar von einem jungen Mädchen, daß ich wirklich verlegen bin, — nicht wie ich meine Gedanken ausdrücken ſoll, denn dieſe ſtehen klar vor meinem

Geiſte — wohl aber, wie ich meine Forderung vorzubringen habe.“

„Oho, Kleine,“ ſagte lächelnd der Marquez, den wider Willen eine Art Rührung überkam und deſſen Theilnahme geweckt wurde; „was iſt es denn nur, was ſo große Vorbereitungen erfordert? Es muß etwas ſehr Schreckliches ſein, da Du ſo lange zögerſt, es mir zu entdecken.“

„Nein, mein Vater, es iſt nichts Schreckliches, aber es wird Ihnen wie Wahnſinn vorkommen.“

„O, mein Kind,“ ſagte er, die Achſeln mit einem Anſchein von Ergebung zuckend, „es ſind mir ſeit einiger Zeit ſo viel närriſche Dinge vorgekommen, daß ich keine Bedeutung auf eins mehr legen werde, alſo kannſt Du Dich klar ausſprechen, ohne befürchten zu müſſen, von mir getadelt zu werden.“

„Hören Sie, mein Vater, die Gnade, die ich von Ihnen verlange, iſt dieſe — doch zuvor geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie mir ſie gewähren wollen.“

„Caramba!“ rief er ſcherzend, „Du nimmſt gehörige Vorſichtsmaßregeln; doch wie, wenn ich Deine Forderung ausſchlüge, Senorita?“

„Wenn Sie ſie ausſchlügen, mein Vater, dann wäre Alles vorüber!“ erwiderte ſie traurig.

„Nun, Kind, beruhige Dich; ich gebe Dir das Ehrenwort, das Du ſo dringend verlangſt. Biſt Du nun zufrieden?“

„O mein Vater, wie ſind Sie ſo gut! Iſt es



Bayerische Staatsbibliothek München

aber auch gewiß wahr, daß Sie mir die Erfüllung meiner Bitte mit Ihrem Ehrenwort zusichern?“

„Ja, kleiner Starrkopf, ja, hundertmal ja. Ich gebe Dir mein Ehrenwort darauf, daß ich die Forderung, die Du an mich stellen wirst, erfüllen werde.“

Das junge Mädchen sprang vor Freude und klatschte in ihre kleinen Händchen, dann küßte sie ihren Vater mit überströmender Zärtlichkeit.

„Bei meiner Seele, das Mädchen ist verrückt geworden,“ sagte lächelnd der Marquez.

„Ja, mein Vater, verrückt vor Glück; denn ich hoffe Ihnen bald zu beweisen, daß Ihr Reichthum nie blühender gewesen ist, als in diesem Augenblicke.“

„Hilf Gott, was sprichst Du für ungereimtes Zeug?“

„Nein, mein Vater,“ sagte Don Ruiz, der die Augen auf seine Schwester gerichtet, ihr mit anhaltender Aufmerksamkeit zuhörte, und mit Interesse dem beweglichen Ausdrucke ihrer Physiognomie folgte, auf welcher sich die verschiedenen Empfindungen spiegelten, die ihr Inneres bewegten; „ich glaube im Gegentheil, daß Marianna in diesem Augenblicke in Ihrem Kopfe irgend einen wunderlichen Plan combinirt, zu dessen Ausführung sie der vollständigsten Freiheit bedarf.“

„Du hast es errathen, Ruiz. Ja, ich habe einen großartigen Plan im Kopf, aber damit er gelinge, muß ich ganz frei handeln können, muß ich die Herrin meiner Thaten sein, ohne Beaufsichtigung und Einmischung,

Digitized by Google

und zwar von heut Abend acht Uhr bis Mitternacht. Gestatten sie mir diese Macht, mein Vater?"

„Ich habe es geschworen," erwiderte lächelnd Don Hernando; „ein Edelmann hat nur sein Wort; folglich wirst Du, Deinem Wunsche gemäß, von heute Abend acht Uhr bis Mitternacht die alleinige Gebieterin in der Hacienda sein. Niemand, nicht einmal ich, soll das Recht haben, Dir irgend eine Bemerkung über dein Thun und Treiben zu machen. Muß ich Dich durch unsere Leute officiell anerkennen lassen?" setzte er scherzend hinzu.

„Das ist unnöthig, mein Vater; nur zwei von unsern Dienern müssen mir zur Verfügung gestellt werden."

„Und wer sollen diese zwei sein?"

„Mein Milchbruder Marianno und Jose Paredes."

„Nun, ich sehe, daß Du dein Vertrauen in die rechten Leute zu setzen weißt. Diese beiden Männer sind uns vollständig ergeben, und das gibt mir Vertrauen in die Sache. Fahre fort, meine Tochter, was muß noch mehr geschehen?"

„Diese Männer, mein Vater, müssen sich mit Hacken, Schaufeln und Laternen versehen."

„Hm! Wie ich sehe, soll die Erde umgegraben werden."

„Vielleicht," erwiderte sie lächelnd.

„Die Mährchen von vergrabenen Schätzen sind bereits sehr abgenutzt in diesem Lande, meine Tochter,"

sagte er mit einem zweifelnden Kopfschütteln. „Alle Schätze, die vergraben waren, das heißt, wenn wirklich jemals welche vergraben worden sind, sind längst ausgegraben worden."

„Ich will Ihnen keine Aufklärung geben, mein Vater; Sie kennen mein Vorhaben nicht, folglich können Sie nicht urtheilen über eine Sache, die Ihnen nicht bekannt ist; zudem haben wir ausgemacht, daß Sie mir keine Bemerkung machen dürfen, sondern mir vor Allem gehorchen müssen," sagte sie mit einem köstlichen Lächeln. „Es ist also nicht an ihnen, meinen neuen Unterthanen das Beispiel der Rebellion zu geben."

„Das ist so richtig, liebes Kind, daß sich gar Nichts dagegen einwenden läßt. Mein Unrecht erkennend, thue ich Buße und Abbitte. Fahre gefälligst fort, uns Deine Verhaltungsbefehle zu geben."

„Ich habe nur noch ein Wort hinzuzufügen, mein Vater; Sie und Ruiz müssen sich auch mit Werkzeugen versehen, denn ich gedenke, Euch Beide auch gehörig arbeiten zu lassen."

„Nun, zum Beispiel, das ist hart; für mich, der ich jung bin, möchte es noch angehen," rief Don Ruiz lachend, „aber für meinen Vater .... Laß dich erweichen, Schwesterchen, muthe dem Vater eine solche Arbeit nicht zu."

„Vielleicht muß ich selbst mit Hand anlegen," erwiderte Donna Marianna. „Glaube mir, Don Ruiz, behandele die Sache nicht so leichthin, sie ist weit ernst-

hafter, als Du vermutheſt, und ihre Folgen werden von unberechenbarer Wichtigkeit für die Ehre unſers Namens ſein. Meinerſeits werde ich nun auch einen Eid ablegen, da Ihr anfangt, an meinen Worten zu zweifeln."

„Ich doch nicht, Schweſter?"

„Ja, Ruiz, Du zweifelſt, obgleich Du es, um mir zu gefallen, nicht zugeſtehen willſt. Nun denn, ich ſchwöre meinem Vater und Dir, bei Dem, was mir das Liebſte auf der Welt iſt, das heißt, bei Euch beiden, daß ich vollkommen wohl weiß, was ich thue, und daß ich des beſten Erfolgs gewiß bin."

Es ſtrahlte eine ſolche Begeiſterung aus den Augen des jungen Mädchens, es lag ein ſolcher Ausdruck von Aufrichtigkeit in ihren Worten, daß die beiden Männer endlich die Köpfe beugten und ſich für überwunden erklärten. Marianna's Ueberzeugung war in ihre Seelen übergegangen und hatte auch ſie überzeugt.

„Was Du wünſcheſt, ſoll geſchehen, meine Tochter," ſagte Don Hernando, „und was auch geſchehen mag, ſo werde ich Dir dankbar für die von Dir gemachten Verſuche ſein."

Auf Befehl ſeines Vaters benachrichtigte Don Ruiz den Mayordomo und den Tigerjäger, der ſich bereits anſchickte, in die Waldhütte zurückzukehren. Aber ſobald er erfuhr, daß ſeine Anweſenheit auf der Hacienda nothwendig ſei, blieb er, ohne ſich die geringſte Bemerkung zu erlauben, und fühlte ſich glücklich, eine Gelegenheit

zu finden, seiner Herrschaft zu beweisen, wie sehr er ihr ergeben sei.

Da geschah, was gewöhnlich unter derlei Umständen geschieht; während Donna Marianna, um zu handeln, ruhig die von ihr festgesetzte Stunde erwartete, wurden dagegen der Marquez und sein Sohn von dem Fieber der Neugierde verzehrt, das ihnen nicht erlaubte, einen Augenblick ruhig auf derselben Stelle zu bleiben und ihnen die Zeit ewig lang erscheinen ließ.

Endlich schlug es acht Uhr.

Es ist Zeit, sagte Donna Marianna.

## VII.

### Der Park.

Alle südliche Völker lieben den Schatten, die Blumen und die Vögel.

Die Hitze des Klimas zwingt sie, so zu sagen, in freier Luft zu leben, daher sie ihre Gärten in einer so comfortabeln Weise anlegen, wie man sie bei uns gar nicht kennt.

Die Italiener und die Spanier, deren Häuser

während des größten Theils des Jahres nur während einiger Stunden des Tags bewohnbar sind, haben sich bemüht, aus ihren Gärten wahre Oasen zu machen, in denen sie die frische Abendluft einathmen können, ohne durch die tausend und abertausend Stechfliegen und Mücken beunruhigt zu werden, die in den gemäßigten Klimaten unbekannt sind, die aber unter den hohen tropischen Breitengraden zu einer wahren Landplage geworden. Um die Mittagsstunde sieht man sie myriadenweise in jedem Sonnenstrahle herumwirbeln. Besonders haben die spanischen Amerikaner die Gartenbaukunst zu einer wahren Wissenschaft erhoben und sind stets mit der für sie fast unmöglichen Lösung des Problems beschäftigt, sich während der heißesten Stunden des Tags Kühlung zu verschaffen, das heißt von Mittags zwölf bis drei Uhr, um welche Zeit die vom frühsten Morgen an durch die Strahlen der südlichen Sonne erhitzte Erde tödtliche Dünste ausströmt, und die Luft dermaßen zersetzt, daß sie aufhört athembar zu sein.

Das Spanische, diese an Ausdrücken aller Art so reiche Sprache, hat zwei Worte, um den Begriff Garten zu bezeichnen.

Das Wort Jardin, womit man ausschließlich den Garten bezeichnet, worin Blumen gezogen werden, Blumen in freier Erde wachsend, die bei uns nur in Treibhäusern hervorgebracht werden, wo sie ewig kränklich und schwach bleiben; dann das Wort Huerta, worunter der von hohen Baumalleen, von Wasserfällen,

Flüssen und Seen durchschnittene Obst- und Gemüsegarten gemeint wird, kurz Alles, was man bei uns übereingekommen ist, einen Park zu nennen.

Die Hacienda del Toro besaß eine Huerta, welche die Marqueze de Moguer sich nach einander bemüht hatten, zu verschönern. Diese Huerta, die in Europa sehr groß geschienen haben würde, da das Leben bei uns zu sehr kleinlichen Bedingungen des Comforts zusammengedrängt worden ist, galt für klein in jenem Lande; sie bestand im Ganzen nur in zwölf Hectaren oder 2400 Quadratruthen; es ist jedoch wahr, daß diese relative Kleinheit durch eine wunderbare Eintheilung und ein vollständiges Verständniß des Schattens gut gemacht wurde, wodurch in der Sonora die Huerta del Toro einen ungeheuern Ruf erlangt hatte.

Schlag acht Uhr wurde, wie gewöhnlich, auf der Hacienda Feierabend geläutet; bei dem Ton der Capellglocke begaben sich alle Hirten und Tagelöhner in ihre Schlafstätten, um der nächtlichen Ruhe zu genießen. Paredes stellte Schildwachen für die Nacht an die Mauern, wie er es allabendlich zu thun pflegte, seit ein Angriff der Indianer in Aussicht stand, eine um so wichtigere Vorsichtsmaßregel in diesem Augenblicke, als die Nächte ohne Mondschein waren, und dieses gerade die Zeit im Monat ist, welche die Rothhäute zu ihren Ueberfällen wählen.

Nachdem sich der Mayordomo versichert hatte, daß die Schildwachen alle auf ihren Posten waren, machte

er in Begleitung einiger Vertrauensmänner einen allgemeinen Gang durch die Hacienda, um alle Lichter auslöschen zu lassen, dann begab er sich in Begleitung des Tigerjägers in den blauen Saal, wo Don Hernando, sein Sohn und Donna Marianna beisammen waren.

„Alles in Ordnung, Gebieter," sagte er; „ein Jeder ist in seiner Schlafstätte, die Thore der Hacienda sind geschlossen und die Schildwachen stehen auf ihren Posten."

„Haben Sie sich versichert, Paredes, daß Niemand mehr in den Corals und in der Huerta herumspaziert?"

„Es ist Niemand mehr darin; ich habe die Runde mit der größten Genauigkeit gemacht."

„Gut; jetzt, meine Tochter, ist es an Dir, das Commando zu übernehmen, wir sind bereit, Dir zu gehorchen."

Donna Marianna verbeugte sich lächelnd vor ihrem Vater.

„Paredes," sagte sie, „Sie haben doch die Werkzeuge besorgt, welche mein Bruder Ihnen auftrug, herbei zu schaffen?"

„Ich habe sechs Hacken, sechs Spitzhämmer, eben so viele Schaufeln in ein Gebüsch verborgen, gleich links am Eingang in den großen Blumengarten."

„Mein Gott, wozu diese große Menge von Werkzeugen?" sagte sie lachend.

„Weil einige davon zerbrechen können, Senorita, weil die Arbeit, die wir zu thun haben, schnell ausge-

führt werden soll, und weil wir ohne diese Vorsichtsmaßregel, vielleicht aufgehalten werden könnten."

„Sie haben Recht. Senores, folgen Sie mir."

„Und die Laternen?" bemerkte Don Ruiz.

„Wir nehmen sie mit, aber wir werden sie erst anzünden, wenn wir die Stelle erreicht haben, an die ich Euch hinführe. Obgleich die Nacht schwarz ist, so werden wir bei Eurer Kenntniß der Oertlichkeit uns auch im Dunkeln zurecht finden. Unsere Lichter könnten gesehen werden, Verdacht erregen, und gerade diesen Verdacht müssen wir vermeiden."

„Wohl gesprochen, meine Tochter."

Donna Marianna erhob sich; die vier Männer folgten ihr stillschweigend.

Sie durchschritten darauf die Gemächer, ohne den Weg durch die mit Schläfern überfüllten Höfe zu nehmen, und begaben sich über eine Terrasse durch eine große, zweiflügelige Thüre in den Park.

Als sie den Saal verließen, hatte Donna Marianna die Vorsicht gebraucht, die Lichter auszublasen, so daß die Hacienda in eine vollkommene Dunkelheit versunken war und Alles zu schlafen schien.

Die Nacht war sehr finster; der Himmel, an dem kein einziger Stern glänzte, schien ein ungeheueres Bahrtuch zu sein; der Wind pfiff dumpf durch die Bäume, deren Aeste erbebten und unheimlich murmelten.

Man hörte im Felde allerlei Töne von Thieren

und zuweilen den düsteren Schrei der Eulen, der sich in der Nacht erhob und die in der Natur herrschende, schauerliche Stille unterbrach.

Diese Nacht war gut gewählt zu einem geheimnißvollen Unternehmen, wie jenes war, welches Donna Marianna zu versuchen im Begriffe stand.

Donna Marianna hielt einen Augenblick an, nicht weil sie wankend wurde, denn obgleich ihr Herz gewaltig schlug, so war sie doch fest entschlossen — wohl aber um sich zu sammeln; dann stieg sie rasch die Stufen der Terrasse hinab und betrat den Park, gefolgt von ihren Gefährten, die ebenfalls, ohne daß es ihnen recht deutlich war, eine innerliche Aufregung empfanden, von der sie sich keine Rechenschaft geben konnten.

Kaum hatten sie einige Schritte gethan, als sie stehen blieben; sie hatten das Dickicht erreicht, hinter welches Paredes die Werkzeuge verborgen hatte.

Der Mayordomo und der Tigerjäger beluden sich mit den Hacken, Schaufeln und Spitzhämmern; der Marquez und sein Sohn trugen die Laternen.

Trotz der Dunkelheit, die noch dunkler geworden war durch den dichten Schatten, den das hohe Astwerk der hundertjährigen, in dem Parke stehenden Bäume warf, schritt das junge Mädchen so schnell vorwärts, daß der Sand kaum unter ihren niedlichen Füßen knirschte, und bewegte sich durch die zahllosen Verschlingungen der Alleen mit so viel Sicherheit, als ob sie die-

ſelben bei hellem Tage, in der blendenden Helle der Sonnenſtrahlen durchſchreite.

Der Marquez und ſein Sohn fühlten ihre Neugierde von Augenblick zu Augenblick wachſen; ſie ſahen das junge Mädchen ſo heiter und ſelbſtbewußt, daß ſie unwillkürlich Hoffnung faßten, ohne daß es ihnen jedoch möglich wurde, welcher Art die Hoffnung war, die ihnen das Herz zu erfüllen begann.

Paredes und Marianno waren ebenfalls ſehr begierig, den Zweck des nächtlichen Unternehmens zu erfahren, an dem ſie Theil nahmen, aber ihre Gedanken gingen nicht weiter; ſie vermutheten, daß ſie eine geheime Arbeit auszuführen haben würden, das war Alles.

Das junge Mädchen ſchritt immer weiter; manchmal blieb ſie ſtehen, einige Worte leiſe vor ſich hinmurmelnd, als ſuche ſie ſich an kürzlich erhaltene Belehrungen zu erinnern, aber ſie ſchwankte nie über den einzuſchlagenden Weg, nahm nicht die eine Allee für die andere, kurz, ſie kehrte nie um, wenn ſie eine Richtung eingeſchlagen hatte. Die Nacht, beſonders wenn ſie ſehr dunkel iſt, gibt der Landſchaft ein ganz beſonderes Gepräge, welches das Ausſehen der bekannteſten Orte ganz und gar verändert und den geringfügigſten Gegenſtänden einen furchtbaren Anſchein gibt; Alles verſchmilzt in eine einzige große Maſſe ohne gradweiſe Abſtufungen, von der ſich Nichts hervorhebt; der im Sonnenſchein heiterſte Ort wird

düſter und ſchreckenerregend, ſobald er in Finſterniß eingehüllt iſt.

So ſchön und lachend der Park bei Tage war, ſo nahm er doch zu dieſer nächtlichen Stunde die dunkeln und großartigen Proportionen eines Waldes an; das Fallen eines Blattes, das zufällige Brechen eines Zweiges, das dumpfe Gemurmel eines unſichtbaren Geräuſches, alle dieſe an und für ſich ſo wenig wichtigen Dinge, ließen dieſe Männer unwillkürlich erbeben, die doch ſonſt mit großer Energie begabt waren, und die vor einer wirklichen Gefahr gewiß nicht erbleicht ſein würden.

Aber die Finſterniß übt auf die Organiſation des Menſchen den unſeligen Einfluß aus, daß ſie ſeine Fähigkeiten vermindert und ſie klein und unbedeutend macht; ſo gibt es Männer, die mitten in einer Schlacht durch das Geräuſch der Kanonen elektriſirt, durch den Geruch der Pulvers berauſcht und durch den Anblick der Gefährten gereizt, Wunder von Tapferkeit vollführen, die aber wie Kinder zittern, wenn ſie ſich allein, im Schatten der Nacht, einem unbekannten Gegenſtand gegenüber befinden, der ſie eine Gefahr befürchten läßt, die oft nur in ihrer kranken Einbildung vorhanden iſt.

So empfanden denn auch unſere Perſonen unwillkürlich den furchtbaren Einfluß der Finſterniß und fühlten ein gewiſſes Unbehagen, das ſie vergebens zu bekämpfen ſuchten, das ſie jedoch trotz aller ihrer Anſtrengungen nicht gänzlich zu beſiegen vermochten.

Sie schritten, an einander geschlossen, schweigend und düster vorwärts, fast erschrockene Blicke um sich werfend, und im Grunde des Herzens wünschend, sobald als möglich das Ziel dieser langen Wanderung zu erreichen.

Endlich blieb Donna Marianna stehen.

„Zündet die Laternen an," sagte sie.

Dieses Wort war das erste, das ausgesprochen wurde, seit man den blauen Saal verlassen hatte.

Die Laternen waren in einem Nu angezündet.

Donna Marianna nahm eine davon und eine zweite ihrem Bruder lassend, sagte sie:

„Leuchte mir, Ruiz."

Dieser gehorchte.

Der Ort, an dem sie sich befanden, lag ungefähr in der Mitte des Parks.

Es war eine Art Rasenplatz, auf welchem nur spärliches, verkümmertes Gras wuchs.

In der Mitte erhob sich eine Art Grabmal, das aus mehreren großen Felsblöcken bestand, die anscheinend ohne Ordnung übereinander gehäuft waren und welche die Besitzer wegen ihrer barbarischen Eigenthümlichkeit stets hatten stehen lassen.

Eine alte Ueberlieferung besagte, daß einer der ehemaligen Könige von Cibola, auf deren Trümmern die Hacienda erbaut worden, an dieser Stelle begraben sei, und zufolge dieser Ueberlieferung nannte man, ob

mit Recht oder mit Unrecht, den Steinhaufen das Grab des Caziken.

Der erste Marquez de Moguer, der, wie alle spanischen Eroberer von Amerika, ein sehr frommer Mann war, hatte so zu sagen diesen Glauben dadurch befördert und bestärkt, daß er dieses Grabmal durch einen Priester einsegnen ließ, unter dem damals sehr plausibeln Vorwande, daß das Grabmal eines Heiden die bösen Geister herbeizöge, die sich auf ewig davon ferne halten würden, sobald es durch Priestersegen geheiligt sei.

Uebrigens, abgesehen von dem Namen, den er trug, hatte dieser Ort nie in einem übeln Rufe gestanden, und keine verdächtige Legende knüpfte sich daran.

Er war entfernt von den Gebäulichkeiten der Hacienda, ringsum von dichtem Gebüsch umgeben, und fast unzugänglich; man kam nur sehr selten auf Spaziergängen dahin, um so mehr, da er sich in der Mitte eines unbedeckten Platzes erhob, und folglich keinen Schutz gegen die Hitze darbot; auch war dieser Ort so gut wie nicht vorhanden, und war nur den vertrauten Hausgenossen der Hacienda, das heißt, den Mitgliedern der Familie de Moguer und ihren ältesten Dienern bekannt.

„Du führst uns also an das Grabmal des Caziken, meine Tochter?“ fragte der Marquez.

„Ja, mein Vater, und wir können jetzt unbemerkt

unſer Werk beginnen, ohne der Gefahr einer Belauſchung ausgeſetzt zu ſein.“

„Ich fürchte nur, mein Kind, daß Dich Deine Vermuthung täuſchen wird.“

„Sie haben geſchworen, mir keine Bemerkungen zu machen, mein Vater.“

„Das iſt wahr, mein Kind, ich werde alſo ſchweigen.“

„Schön, mein Vater,“ ſagte ſie lächelnd; „Sie werden belohnt werden für Ihre exemplariſche Folgſamkeit.“

Und die junge Dame fuhr in ihren Nachforſchungen fort. Sie betrachtete mit großer Aufmerkſamkeit alle Steine, deren Lage ſie zu erwägen ſchien, indem ſie ſie mit einem Punkte der Himmelsgegend verglich.

„In welcher Richtung befindet ſich das große, hundertjährige Aloegebüſch?“ fragte ſie endlich.

„Ja, das weiß ich wahrhaftig nicht zu ſagen,“ rief Don Ruiz.

„Wenn Sie erlauben, werde ich es Ihnen ſagen,“ miſchte ſich Paredes ein.

„Ja, ja, ſagen Sie es,“ erwiderte ſie lebhaft.

Der Mayordomo orientirte ſich einen Augenblick, dann in eine gewiſſe Richtung hindeutend, ſagte er:

„Das hundertjährige Aloegebüſch von Cibola, wie wir es nennen, befindet ſich mir gerade gegenüber.“

„Sind Sie deſſen gewiß, Paredes?“

„Ja, Senorita, ganz gewiß.“

Da ſtellte ſich das junge Mädchen an die Seite

des Mayordomo, und sich auf die Steine niederbeugend, betrachtete sie sie mit außerordentlicher Sorgfalt und Aufmerksamkeit.

Endlich erhob sie sich freudezitternd.

„Mein Vater," sagte sie mit großer Bewegung, „Ihnen kommt die Ehre zu, den ersten Schlag zwischen die beiden Steine zu thun."

„Wohl, mein Kind! Wohin muß ich schlagen?"

„Hier," sagte sie, und deutete mit dem Finger auf einen ziemlich breiten Punkt zwischen zwei Steinen.

Don Hernando schlug mit der in der Hand habenden Hacke hinein und drückte fest darauf; da löste sich ein Stein los, der in das Gras rollte.

„Gut," sagte das junge Mädchen; „jetzt halten Sie ein, mein Vater, lassen Sie die jungen Leute arbeiten; wenn es später nöthig sein sollte, werden Sie ihnen helfen. Vorwärts Ruiz, vorwärts Marianno und Paredes, frisch an die Arbeit, meine Freunde; vergrößert das Loch, erweitert es hinlänglich, damit wir durch können."

Die drei Männer machten sich mit Eifer an das Werk, angefeuert durch Donna Marianna's Worte, und bald begannen die aus ihren erdigen Fugen springenden Steine in großer Anzahl den Boden rings umher zu bedecken.

Von diesen drei Männern ahnte keiner, welche Aufgabe er vollbrachte, aber der Reiz, den das Unbe-

kannte in allen Dingen ausübt, ist so groß, daß sie mit unerhörtem Eifer in die Steine einschlugen.

Ruiz allein ahnte vielleicht hinter dieser Arbeit eine wichtige Entdeckung; aber welcher Art diese Entdeckung sein würde, das hätte er nicht zu sagen gewußt.

Indessen ging die Arbeit vorwärts; das Loch wurde von Minute zu Minute größer; die übereinandergeworfenen Steine waren nicht stark durch Mörtel verbunden worden, und als der erste ausgebrochen war, fielen die andern mit außerordentlicher Leichtigkeit. Manchmal hielten die Arbeiter ein, um Athem zu schöpfen, aber diese Unterbrechung war von kurzer Dauer, so begierig waren sie, die endliche Lösung dieses Räthsels zu erhalten.

Plötzlich hielten sie entmuthigt ein; ein riesiger Felsblock hemmte ihre Anstrengungen. Dieser Felsblock, der ungefähr anderthalb Klafter im Viereck haben mochte, befand sich gerade unter den Steinen, die bis jetzt weggeräumt worden waren. Im ersten Augenblick glaubten sie Alle, daß der Umfang dieses Steines weit größer sei, und daß nur erst ein Theil davon aufgedeckt wäre.

„Warum haltet Ihr denn ein, Bruder?“ fragte Donna Marianna.

Weil wir auf den Felsen selbst gestoßen sind, Schwester, uud unsere Hacken zerbrechen würden, ohne weiter zu kommen.

„Wie, auf den Felsen gestoßen? Das ist nicht möglich.“

Der Marquez beugte sich auf den Stein.

„Es wäre Wahnsinn, einen weiteren Versuch zu machen,“ sagte er; „wir sind augenscheinlich auf dem Felsen.“

Marianna machte eine ärgerliche Geberde.

„Ich sage Euch aber, das es nicht möglich ist,“ hob sie wieder an.

„Sieh' nur selbst, Schwester.“

Das junge Mädchen nahm eine Laterne und sah nach; dann, ohne ihrem Bruder zu antworten, wandte sie sich an Paredes und Marianno.

„Ihr, denen ich befehlen darf, ohne Widerspruch befürchten zu müssen, gehorcht mir, treue Diener meiner Familie; grabt sogleich alle Steine aus, die diesen sogenannten Felsen umgeben; wenn es geschehen sein wird, hoffe ich auch die Ungläubigsten zu überzeugen.“

Die beiden Männer nahmen ihre Arbeit wieder auf, und durch die Bemerkung seiner Schwester geärgert, schloß sich ihnen Don Ruiz an.

Durch so viel Hartnäckigkeit besiegt, begann der Marquez wieder zu hoffen, und sah mit verschränkten Armen und auf die Brust gesenktem Kopfe der Arbeit zu.

Bald waren die Steine entfernt und der Felsenblock lag allein da.

„Nun?“ fragte Donna Marianna.

„Es ist geschehen,“ antwortete Don Ruiz.

Das junge Mädchen wandte sich an den Marquez.

„Sie haben die erste Hacke eingeschlagen, mein Vater," sagte sie, „Sie müssen auch die letzte Hand an das Werk legen; helfen Sie diesen drei Männern den Steinblock bei Seite schieben."

Ohne zu antworten, ergriff der Marquez eine Hacke und gesellte sich zu den Arbeitern.

Die vier Männer gruben ein Wenig unter den Felsen in die ihn umgebende zerreibliche Erde, dann fingen sie durch eine gemeinschaftliche Anstrengung an, den Stein nach und nach zu erheben, bis er endlich das Gleichgewicht verlor und umstürzend auf den Boden rollte und eine weite Vertiefung enthüllte.

Bei diesem Anblick stießen Alle einen Schrei der Ueberraschung aus.

„Verbrennt ein Wenig Holz, um die Luft zu reinigen," gebot das junge Mädchen.

Man gehorchte mit jener fieberhaften Thätigkeit, die bei großen Gelegenheiten sich auch der anscheinend pflegmatischsten Naturen bemächtigt.

„Jetzt kommen Sie, mein Vater," sprach das junge Mädchen, eine Laterne ergreifend und entschlossen in die Oeffnung steigend.

Der Marquez trat hinein und die Andern folgten ihm nach.

Nachdem sie etwa hundert Schritte weit in einer Art Gang geschritten waren, der sich immer tiefer in die Erde senkte, sahen sie auf einer grob gearbeiteten

Erhöhung den vollkommen wohl erhaltenen Körper eines Mannes liegen, der eher einem ſchlafenden Menſchen, als einem Leichnam glich. Ueber dieſem Körper lagen die fleiſchloſen Knochen einer andern Perſon zerſtreut auf dem Boden.

„Sehen Sie!“ ſagte das junge Mädchen.

„Ja,“ erwiderte der Marquez, „es iſt der unter dem Grabmal beerdigte Körper des Kaziken.“

„Sie irren ſich, mein Vater, dieſer Körper iſt der eines Minengräbers, und dieſes vermeinte Grabmal iſt eine ſehr reiche Goldmine, die ſeit Jahrhunderten unter der Schutzwache dieſes empfindungsloſen Leichnams geblieben iſt, und deren Daſein Ihnen endlich nach dem Willen Gottes offenbart werden ſoll, um Sie wieder in den Beſitz des Vermögens gelangen zu laſſen, das Sie auf dem Punkte ſtehen, zu verlieren. Blicken Sie um ſich,“ ſetzte ſie, die Laterne erhebend, hinzu.

Der Marquez ſtieß einen Freudenſchrei aus, jetzt war kein Zweifel mehr möglich; überall erblickte man rieſige Goldadern, die leicht, faſt ohne Arbeit, auszubeuten waren.

Den Marquez überkam ein Schwindel; ſchwächer in der Freude, als in dem Schmerz, fiel er bewußtlos auf den Boden der Mine, deren Ertrag ihm Alles wiedergeben ſollte, was er verloren hatte.

# VIII.

## Der Sturm auf Quitovac.

Während dieſe Ereigniſſe auf der Hacienda del Toro vorgingen, fanden andere, weit wichtigere, in Quitovac ſtatt.

Kaum hatte der Abenteurer Kidd den Senator Don Rufino Contreras nach der von uns mitgetheilten intereſſanten Unterhaltung verlaſſen, als der Senator Vorbereitungen zur Abreiſe machte und ſich ſodann auf den Weg nach dem Goldlager von Quitovac begab, wobei er jedoch die Vorſicht gebrauchte, ſich von einer anſehnlichen Bedeckung begleiten zu laſſen, die geeignet war, ihn vor etwaigen Anfällen des Grenzgeſindels zu ſchützen.

Am folgenden Morgen gegen acht Uhr, zog der Senator in Quitovac ein, und ſeine erſte Sorge war, ſich dem Platzcommandanten Don Marios de Niza vorzuſtellen.

Der Hauptmann nahm ihn nicht nur kalt, ſondern mit einer gewiſſen Gezwungenheit auf, die dem Auge des hellſehenden Senators nicht entging; aber das brachte ihn nicht im Geringſten außer Faſſung.

„Mein lieber Hauptmann," ſagte er nach den erſten Complimenten, „ich fühle mich glücklich, von der Präſi-

dialregierung als Abgeordneter bei den Militairautoritäten der Sonoraſtaaten gewählt worden zu ſein, aus zwei beſonderen Urſachen, außer der Ehre, die auf mich zurückfällt, wegen Erfüllung dieſer Vertrauensmiſſion . . "

Der Hauptmann verbeugte ſich ohne zu antworten.

„Die erſte dieſer Urſachen," fuhr der Senator mit ſeinem ewigen Lächeln fort, „iſt, daß ich in Ihrer Perſon einen vortrefflichen Caballero kennen gelernt habe; die zweite iſt, daß ich Ihnen im Commando adjungirt werden ſoll und ich mich Ihnen ſo angenehm als möglich machen möchte, indem ich den Grad eines Oberſtlieutenants für Sie beantragt habe, ein Grad, den Sie, unter uns geſagt, längſt verdienten, und den ich ſo glücklich war, für Sie zu erhalten. Erlauben Sie mir, Ihnen eigenhändig das Patent zu überreichen."

Und ein groß zuſammengefaltetes Papier aus ſeiner Brieftaſche nehmend, legte er es in die Hand, die ihm der Hauptmann mechaniſch entgegen hielt.

Der Senator hatte mit Recht auf dieſen wohlberechneten Theaterſtreich gezählt. Ueberraſcht und beſtürzt über dieſe ihm ſpät widerfahrende Gerechtigkeit, fand der Hauptmann keine Antwort, aber von dieſem Augenblicke an hatte Don Rufino gewonnenes Spiel bei ihm, und wenn nicht unerwartete Ereigniſſe eintraten, ſo war der Senator überzeugt, daß er Nichts mehr zu fürchten hatte von dieſem Manne, dem er ſich ſo geſchickt verbindlich zu machen gewußt, ohne daß es ihn Etwas gekoſtet hatte.

Digitized by Google

Die Wahrheit von der Sache war, daß einige Tage früher die Ernennung des Hauptmanns bei dem Gouverneur von Arispe angekommen war; der Senator hatte es zufällig gehört, und hatte sich bei dem Gouverneur erboten, dem Hauptmann das Patent zu übergeben. Der Gouverneur, der Nichts dagegen einzuwenden hatte, vertraute die Ernennung dem Senator an, der sie, wie wir gesehen, so geschickt zu seinem Nutzen zu verwenden gewußt.

Den Dank ablehnend, den der neue Oberstlieutenant sich verpflichtet glaubte, gegen ihn auszusprechen, sagte er: „Erlauben Sie mir, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, mein lieber Oberstlieutenant, und von Dingen mit Ihnen zu reden, die mich besonders interessiren."

„Ich höre Sie an, Caballero," erwiderte Don Markos, „und wenn ich Ihnen nützlich zu sein vermag...."

„Nur wegen einer Nachweisung," unterbrach ihn der Senator; „hier haben Sie die Sache in zwei Worten. Sie wissen vielleicht, daß ich in sehr freundschaftlichen Verhältnissen mit einem Ihrer Verwandten, dem Marquez de Moguer stehe, ja, es ist sogar von einer Verbindung zwischen uns die Rede."

Don Markos verbeugte sich tief.

„Es ist Ihnen gewiß nicht unbekannt," fuhr der Senator fort, „daß der Marquez in der letzten Zeit schwer geprüft worden ist; kurz, unter uns gesagt, er

iſt ſo zu ſagen ruinirt. Mehrmals war ich ſo glücklich, ihm ziemlich erhebliche Dienſte zu leiſten; aber Sie wiſſen, daß wenn das Unglück ein Mal auf eine Familie losgelaſſen iſt, die beſten Abſichten höchſtens den unvermeidlichen Fall hinausſchieben, aber ihn nicht abwendig machen können. Da ich nun um jeden Preis den Mann, mit dem ich vielleicht in einigen Tagen nicht nur durch die Freundſchaft, die ich für ihn empfinde, ſondern durch die engſten Bande der Verwandtſchaft verbunden ſein werde, aus der übeln Lage reißen wollte, in der er ſich befindet, ſo habe ich alle ſeine Schuldverſchreibungen aufgekauft, und bin mit einem Worte, ſein einziger Gläubiger geworden; das heißt, zu Ihnen geſagt, daß der Marquez Niemandem mehr Etwas ſchuldig iſt. Der Mann, den ich mit dieſer ſchwierigen Unterhandlung beauftragte, muß unverzüglich hier eintreffen, wo ich ihm ein Stelldichein gegeben habe."

„Er iſt bereits ſeit mehren Tagen hier," erwiderte der Oberſtlieutenant.

„Wirklich," rief Don Rufino mit verſtelltem Erſtaunen; „dann hat er ſich mehr geeilt, als ich vermuthen konnte. Nun denn, um ſo tauſend Mal beſſer, denn ich werde einen Dienſt von Ihnen beanſpruchen."

„Einen Dienſt?" rief Don Markos, bei dem ein inſtinctartiges Mißtrauen erwachte.

„Ja," fuhr der Senator gemüthlich fort; „mein Gott ich weiß nicht, wie ich Ihnen das erklären ſoll; es iſt ſo ſchwierig, wie freundſchaftlich man auch mit

einem Menschen steht, dessen Tochter man heirathen soll, ihm zu sagen: „Du warst enorme Summen schuldig, ich habe die Verschreibungen aufgekauft, hier sind sie, verbrenne sie, Du bist Niemandem mehr Etwas schuldig.“ Wenn man so handelt, so sieht das gerade aus, als wolle man Bedingungen auferlegen, mit einem Worte, einen Handel machen, und das widerstrebt mir unwillkürlich. Wenn nicht ein gemeinschaftlicher Freund mir unter diesen Umständen zu Hülfe kommt, so muß ich Ihnen gestehen, daß ich nicht weiß, wie ich aus dieser Sache herauskommen soll.“

„Wie, Das wollen Sie thun?“ rief der Oberstlieutenant mit Bewunderung.

„Ich habe nie eine andere Absicht gehabt,“ erwiderte einfach der Senator.

„O, diese Handlung ist groß und edel, Caballero.“

„Nicht doch, sie ist im Gegentheil nur ganz natürlich; Don Hernando ist mein vertrauter Freund, ich stehe im Begriff seine Tochter zu heirathen, so war mir also meine Pflicht vorgeschrieben. Mein Gott, ich habe ja nur gethan, was jeder Andere an meiner Stelle auch thun würde.“

„Nein, nein,“ rief Don Markos, indem er den Kopf mit überzeugter Miene schüttelte, „nein Senor, Niemand würde gehandelt haben, wie Sie, dessen bin ich gewiß. Ach! Herzen wie das Ihrige, sind selten.“

„Desto schlimmer, desto schlimmer, es thut mir

leid für die Menschheit," erwiderte Don Rufino mit einem scheinheiligen Aufschlagen der Augen gen Himmel.

„Welchen Dienst erwarten Sie von mir, Senor?"

„Etwas sehr Einfaches; ich werde Ihnen in wenig Augenblicken diese unglückseligen Schuldverschreibungen geben, die Sie die Freundlichkeit haben werden, selbst dem Marquez zu überreichen. Besser wie ich können Sie ihm die Reinheit meiner Absichten in dieser Sache begreiflich machen; besonders bitte ich, ihn zu versichern, daß ich ihm dadurch in keinerlei Art irgend einen Zwang aufzuerlegen gedenke, um ihn zu bestimmen, mir seine Tochter zu geben."

Der Senator entfernte sich und ließ den Oberstlieutenant ganz bezaubert zurück. Er begab sich sofort in das Wirthshaus, wo Don Porfiado logirte, nahm ihm die Papiere wieder ab, bezahlte ihn reichlich und verließ ihn nicht eher, als bis er ihn mit seinen Gesellen aus Quitovac hatte abziehen sehen; dann ging er mit langsamen Schritten wieder auf das Haus des Oberstlieutenants zu, indem er sich die Hände rieb und mit einem spöttischen Lächeln vor sich hinmurmelte:

„Ich glaube, daß ich die Angebereien dieses würdigen Senor Kidd bald nicht mehr zu fürchten haben werde. Aber, wo mag er wohl sein? Seine Nichtanwesenheit in Quitovac ist nicht natürlich; ich muß mich bei unserm nächsten Zusammentreffen seiner entledigen."

Die Verhandlung des Senators mit seinem Ge-

schäftsmann wegen Zurücknahme der Papiere, hatte eine gewisse Zeit erfordert. Als Don Rufino daher wieder in das Haus des Don Markos kam, fand er ihn beschäftigt, sich von seinen Offizieren in seiner neuen Würde anerkennen zu lassen; der Oberstlieutenant ergriff mit Eifer die Gelegenheit, um ihnen den Senator vorzustellen, und ihnen anzukündigen, daß Don Rufino ein Abgeordneter der Regierung sei, der den Auftrag habe, die Kriegsoperationen zu überwachen, und daß sie ihm folglich zu gehorchen hätten, wie ihm selbst.

Die Offiziere verbeugten sich achtungsvoll vor dem Senator, nahmen Abschied und entfernten sich.

Die beiden Männer waren wieder allein. Aber jetzt war nichts Fremdes mehr zwischen ihnen, sie waren die besten Freunde von der Welt.

„Nun?“ fragte der Oberstlieutenant.

„Es ist geschehen,“ antwortete der Senator und hielt ihm die Schuldverschreibungen hin.

„Caramba! Sie haben keine Zeit verloren.“

„Die besten Geschäfte werden schnell abgethan. Nehmen Sie alle diese Papiere und verfahren Sie damit nach Ihrem Gutdünken. Uf! Es ist mir ganz leicht, daß ich sie los bin.“

Bei diesen Worten warf sie Don Rufino mit einem vortrefflich gespielten Ausdruck von Freude auf den Tisch.

„Erlauben Sie, erlauben Sie, Caballero,“ sagte lachend der Oberstlieutenant, „ich werde, da Sie es

durchaus so haben wollen, diese Papiere an mich nehmen, aber ich werde Ihnen einen Empfangsschein dafür ausstellen."

„Nicht doch, das würde ja Alles verderben," rief der Senator.

„Aber ..."

„Kein Wort weiter!" unterbrach er ihn schnell; „ich will auch nicht mehr den Schatten eines Rechtsanspruchs gegen Don Hernando in Händen haben."

Der Oberstlieutenant würde vielleicht noch weiter in ihn gedrungen sein, als sich ein großer Lärm im Vorzimmer hören ließ, ein Mann ganz außer sich in das Kabinet stürzte und mit lauter Stimme rief:

„Die Indianer! Die Indianer!"

Der Oberstlieutenant und der Senator erhoben sich. Dieser Mann war Kidd. Seine Kleider waren zerrissen und in Unordnung, sein Gesicht und seine Hände waren mit Blut und Staub bedeckt, Alles deutete scheinbar an, daß er einer heftigen Verfolgung entgangen sei.

Ein sonderbarer Lärm von außen, der von Secunde zu Secunde zunahm und zu einer furchtbaren Stärke anwuchs, schien mit den Worten des Mannes übereinzustimmen.

„Kidd!" rief der Oberstlieutenant.

„Ja, Kidd," erwiderte er; „aber verlieren Sie keine Zeit, Hauptmann, die Heiden sind da; sie folgen

mir auf den Ferſen, ich habe kaum eine halbe Stunde Vorſprung vor ihnen.“

Ohne weiter auf Etwas zu hören, ſtürzte der Oberſtlieutenant zum Zimmer hinaus.

„Wo kommſt Du her?“ fragte Don Rufino den Räuber, ſobald er allein mit ihm war.

Dieſer machte eine ärgerliche Geberde, als er den Senator erkannte, den er im erſten Augenblick gar nicht wahrgenommen hatte.

Dieſe Geberde entging dem Don Rufino nicht.

„Was geht es Sie an?“ antwortete der Abenteurer grob.

„Ich will es wiſſen.“

Kidd machte ein höhniſches Geſicht.

„Ein Jeder hat ſeine Geſchäfte,“ ſagte er.

„Ohne Zweifel haſt Du wieder irgend eine Verrätherei im Werke?“

„Das iſt wohl möglich,“ entgegnete er mit einem ſardoniſchen Lächeln.

„Vielleicht gar gegen mich?“

„Wer kann es wiſſen?“

„Wirſt Du reden?“

„Wozu reden, da Sie es errathen haben?“

„Du verſuchſt alſo bereits, Dein Spiel mit mir zu treiben?“

„Ich nehme meine Vorſichtsmaßregeln, das iſt Alles.“

„Elender!“ rief der Senator mit einer drohenden Geberde.

„Pah, ich fürchte Sie nicht,“ sagte der Andere achselzuckend. „Sie werden es nicht wagen, mich zu tödten.“

„Warum nicht?“

„Weil das Lärm geben würde, und weil ich Sie nicht für einen so guten Freund des Hauptmanns halte, als daß er Ihnen einen solchen Spaß in seinem eigenen Hause erlauben würde.“

„Darin bist Du im Irrthum, Böſewicht, und sollst den Beweis davon haben.“

„Wie!“ rief der Abenteurer, und zog sich voll Besorgniß in die Nähe der Thüre zurück.

Aber durch einen Griff, der rasch war wie der Gedanke, erfaßte Don Rufino eine der Pistolen des Don Markos, spannte den Hahn, und bevor Kidd seine beabsichtigte Flucht bewerkstelligen konnte, ging der Schuß los, und mit zerschmetterter Brust stürzte der Bandit auf den Boden.

„Stirb, Hund!“ rief der Senator und warf die Waffe weg, deren er sich bedient hatte.

„Ja,“ stöhnte der Bandit, „aber doch nicht ohne Rache; gut gespielt, mein Meister, aber bald wird die Reihe an Sie kommen.“

Und sich in einem letzten Krampfe ausstreckend, verschied der Abenteurer, dessen durch den Todeskampf zusammengezogenen Züge selbst nach dem Tode noch

einen Ausdruck spöttischer Herausforderung behielten, der den Senator unwillkürlich innerlich erbeben machte.

„Was geht hier vor?“ rief der plötzlich hereinstürzende Oberstlieutenant.

„Nichts sehr Wichtiges,“ erwiderte Don Rufino mit Gleichgültigkeit; vom Zorn hingerissen, habe ich diesem Schurken sein Recht widerfahren lassen.“

„Vive Dios! Sie haben Recht gehabt, Senor; ich bedauere nur, daß Sie mir zuvorgekommen sind, denn ich hatte Beweise seiner Verrätherei in Händen. Heda! schafft dieses Aas hinaus und werft es auf den Mist,“ rief er einigen Soldaten zu, die ihn begleitet hatten und im Vorzimmer geblieben waren.

Die Soldaten gehorchten und der Körper des Abenteurers wurde ohne Umstände auf die Straße geworfen.

„Sind die Indianer denn wirklich im Anzuge?“

„Man erblickt bereits die durch die Füße ihrer Pferde aufgewirbelten Staubwolken. Wir haben keinen Augenblick zu verlieren, um uns in Vertheidigungszustand zu setzen; ich kann doch auf Sie zählen, nicht wahr?“

„Bei Gottes Donner, das will ich meinen.“

„So kommen Sie, denn die Zeit drängt.“

Sie gingen fort.

Kidd hatte wirklich mit dem ihm eigenthümlichen Machiavellismus eine Verrätherei vorbereitet. Unglücklicherweise sollte er das erste Opfer derselben werden.

Alles war in Aufruhr in Quitovac; die Straßen waren mit Soldaten angefüllt, die sich auf ihre Posten begaben, mit Frauen, Kindern und Greisen, die voll Entsetzen flohen, mit Hüttenbewohnern, die sich in aller Eile in die Stadt flüchteten und die allgemeine Angst noch vermehrten durch das auf ihren Gesichtern ausgedrückte Entsetzen; von den Hütern verlassen, die gezwungen waren, sich in die Verschanzungen zu begeben, lief allerlei Vieh wie toll in den Straßen herum, und in der Ferne im Felde konnte man bereits durch eine Wolke von Staub ganze Massen Indianer erblicken, die sich mit schwindelerregender Schnelligkeit näherten.

„Es sind ihrer Viele," flüsterte der Senator dem Oberstlieutenant in das Ohr.

„Es sind ihrer allzu Viele," erwiderte dieser; „doch still, lassen Sie uns ein gutes Gesicht zum bösen Spiel machen."

Es vergingen zwanzig Minuten voll unaussprechlicher Angst, während welcher die Vertheidiger des Platzes ihre Feinde betrachten und die ihnen drohende, schreckliche Gefahr erwägen konnten.

Dies Mal war es nicht einer jener vereinzelten Ueberfälle, wie die Indianer sie gewöhnlich auf der Grenze vorzunehmen pflegen, sondern es war, um uns des Ausdrucks eines Augenzeugen zu bedienen, eine wahre Ueberschwemmung von Barbaren.

Sie kamen in furchtbarer Hast herangesprengt, theilweise auf ihren Pferden liegend, stießen ihr ent-

ſetzliches Kriegsgeſchrei aus und ſchwangen mit herausfordernder Miene ihre Lanzen, ihre Bogen und die Gewehre, womit ein großer Theil von ihnen bewaffnet war.

So wirbelten ſie ſich bis an den Fuß der Verſchanzungen heran, und ſich plötzlich auf ihren Pferden aufrichtend, ließen ſie einen Hagel von Kugeln und Pfeilen auf die Mexikaner regnen.

Dieſe antworteten tapfer auf dieſen erſten Angriff, und mehrere Pferde, die ohne Reiter davon liefen, bewieſen, daß ihre Kugeln getroffen hatten.

Unglücklicherweiſe war die Sonne im Begriff, unterzugehen.

Es war augenſcheinlich, daß die Rothhäute ihren Ritt wohl berechnet hatten, um gerade zu dieſer Zeit einzutreffen, damit ſie den Angriff während der Dunkelheit fortſetzen konnten.

In der Vorausſicht, daß er vielleicht die Flucht würde ergreifen müſſen, hatte der Oberſtlieutenant ein Corps von etwa fünfzig entſchloſſenen Reitern ausgeſucht, denen er den Befehl gegeben hatte, den Hauptplatz nicht zu verlaſſen und auf alle Fälle gerüſtet zu ſein.

Nach dem erſten Angriffe hatten ſich die Rothhäute außer Schußweite zurückgezogen und hatten den Sturm nicht erneuert.

Nur einige beſſer berittene Reiter, als die andern, hatten ſich hie und da in der Ebene zerſtreut, um die

Verwundeten aufzuheben, die Todten wegzubringen, und die durchgegangenen Pferde wieder einzufangen. Der Oberstlieutenant hatte verboten, auf diese vereinzelten Männer zu schießen, nicht sowohl aus Menschlichkeit, als um Pulver und Blei zu sparen, wovon er keinen großen Vorrath hatte.

Die Nacht kam, und bald bedeckte eine vollständige Finsterniß die Erde.

Die Rothhäute hatten nicht ein einziges Feuer angezündet.

Dieser Umstand beunruhigte den Oberstlieutenant. Es vergingen jedoch einige Stunden, ohne daß ihn irgend Etwas die Möglichkeit eines Angriffs vermuthen ließ.

Ein bleiernes Schweigen herrschte über der Stadt und den angrenzenden Feldern; die Indianer schienen plötzlich, wie durch Zauberei, verschwunden zu sein.

Vergebens suchten die Mexikaner in der Finsterniß irgend eine verdächtige Form zu entdecken; sie sahen und hörten Nichts.

Die Erwartung einer nahe bevorstehenden schrecklichen Gefahr hatte etwas Entsetzliches für die Belagerten.

Plötzlich erleuchtete ein unermeßlicher Schein die Ebene mit einem sonderbaren Lichte, in dem man die schwarzen Schattenrisse der nach allen Richtungen hin galoppirenden Indianer, wie teuflische Erscheinungen auftauchen sah; ein schrecklicher, mißtönender, greller

Schrei drang in die Ohren der Mexikaner, und ein Hagel von brennenden Pfeilen fiel an allen Seiten zugleich auf sie, während die scheußlichen Köpfe der Indianer gleichzeitig auf dem Kamme der Verschanzungen erschienen.

Jetzt bei dem phantastischen Schein eines durch die Indianer in Brand gesteckten Waldes, der ihnen als Leuchte dienen sollte, begann ein furchtbares Handgemenge, in dem Mann gegen Mann mit unermeßlicher Wuth kämpfte, ein Kampf ohne Namen, zwischen den Weißen und den Rothhäuten.

Jeder zurückgeworfene Indianer wurde alsobald durch einen Andern ersetzt; trotz dem wilden Muthe der Weißen, trotz ihrem Entschlusse zu sterben, ohne einen Schritt zurückzuweichen, kam ein Augenblick, in dem diese entsetzliche Fluth von Rothhäuten, die stets stieg, von allen Seiten über die Verschanzungen drang, die Mexikaner fortriß und sie so zu sagen unter ihrer Zahl begrub.

Der Platz war genommen; jeder Widerstand ward nicht nur unmöglich, sondern er wäre Wahnsinn gewesen. Mehre Häuser brannten bereits und in wenigen Augenblicken drohte Quitovac, sammt seinem Goldlager, nur noch ein ungeheuerer Gluthofen zu sein.

Der Senator und der Oberstlieutenant hatten tapfer gekämpft, so lange ihnen noch ein Schein von Hoffnung geblieben war und der Kampf ihnen möglich geschienen hatte. Jetzt aber waren sie auf die Rettung

der wenigen Unglücklichen bedacht, die noch lebten und durch ein Wunder dieser entsetzlichen Schlächterei entgangen waren. Alle ihnen begegnenden Männer um sich versammelnd, eilten sie auf den Hauptplatz, wo trotz der Schlacht die von Don Markos ausgewählte Escadron regungslos halten geblieben war, sprangen auf ihre Pferde und gaben Befehl zum Aufbruch.

Die kleine Truppe sprengte wie ein Orcan dahin, alle Hindernisse, die ihr in den Weg kamen, niederwerfend, und nachdem sie den dritten Theil ihrer Reiter verloren hatte, gelang es ihr, aus Quitovac hinaus zu kommen, die feindliche Linie zu durchbrechen und ohne allzuscharf verfolgt zu werden, den nach der Hacienda del Toro führenden Weg zu erreichen.

---

## IX.

### Der Finger Gottes.

Dank der Sorgfalt, die sein Sohn und seine Tochter anwendeten, war die Ohnmacht des Marquez von kurzer Dauer. Kaum war er wieder zu sich gekommen, als er Donna Marianna sanft an sich zog.

„Theures Kind," ſagte er, indem er ſie zärtlich an die Bruſt drückte, „Du biſt unſere Retterin."

Höchſt beglückt durch dieſe Worte, entzog ſich das junge Mädchen erröthend der väterlichen Umarmung.

„Ach!" ſagte ſie mit einer reizenden Bewegung des Kopfs und der Schultern, „nicht wahr, mein Vater, jetzt erkennen Sie, daß ich Ihnen wirklich Wort gehalten habe."

„O mein Kind," erwiderte er mit Rührung, indem er einen ſtrahlenden Blick um ſich warf, „hier iſt das Zwanzigfache des Vermögens, das ich verloren habe."

Das junge Mädchen klopfte freudig in die Hände.

„Ach! Wie bin ich ſo glücklich! Ich wußte wohl, daß ſie mich nicht täuſchen würde."

Dieſe Worte, die Donna Mariannen in dem Erguß ihres Herzens entſchlüpft waren, fielen ihrem Vater auf.

„Von wem ſprichſt Du, mein Kind, und wer iſt die Perſon, die Dir ſo viel Vertrauen einflößt?"

„Diejenige, die mir dieſen Schatz offenbart hat, mein Vater," antwortete ſie.

Der Marquez drang nicht weiter in ſie.

„Marianno, Du wirſt die Nacht hier zubringen," ſagte ſie zu dem Tigerjäger; „laß Niemanden an dieſe Oeffnung gelangen, es wäre unvorſichtig, dieſe ungeheuern Schätze fremden Augen Preis zu geben, bevor man Zeit gehabt hat, die unerläßlichen Vorſichtsmaßregeln zu ihrer Sicherheit zu treffen."

„Fürchten Sie Nichts, meine Gebieterin," erwiderte der brave Burſche, „ſo lange ich lebe, wird ſich Niemand der Mine nähern."

„Zudem wird Deine Wache mit Sonnenaufgang aufhören," ſetzte Don Hernando hinzu.

„Ich werde Wache halten, ſo lange es Ihnen gefällt, mein Gebieter."

Und die Laternen nebſt den Werkzeugen aufraffend, begab ſich Marianno in den Minengang ſelbſt, wo er, einige Schritte von dem noch immer auf der Eſtrade liegenden Leichnam entfernt, Poſten faßte.

Die vier andern Perſonen kehrten mit langſamen Schritten in die Hacienda zurück, unter ſich von dieſer wunderbaren Entdeckung ſprechend, die in dem Augenblick der höchſten Noth die Familie ſo wunderbar vom Untergang rettete.

Die Adern waren denn auch in der That ſo reich, daß man faſt ohne Arbeit in einem einzigen Tage ſo viel ausbrechen konnte, als hinreichte, faſt alle vom Marquez eingegangenen Schulden zu decken.

Sie begaben ſich in den blauen Saal. Obgleich die Nacht weit vorgerückt war, ſo empfand doch Niemand von ihnen die geringſte Neigung zum Schlaf; ſie empfanden vielmehr das Bedürfniß, beieinander zu bleiben und fortwährend von der Goldmine zu plaudern.

„Du haſt nicht errathen, daß ſich eine ſo reiche Goldmine an dieſem Orte befand, das haſt Du vorhin

ſelber zugeſtanden," ſagte der Marquez endlich zu ſeiner Tochter.

„Es war Jemand ſo gütig, mein Vater, mir die nöthigen Anweiſungen zu geben, mit deren Hülfe ich den Gang wieder fand."

„Aber wer iſt dieſe Perſon, die beſſer als ich, ein Grundſtück kennt, das ſeit mehr als dreihundert Jahren in den Händen meiner Familie iſt, ohne daß je eins ihrer Mitglieder eine Ahnung hatte, daß ein ſolcher Schatz darin verſchloſſen ſei?"

„Wahrſcheinlich iſt das Geheimniß treu bewahrt worden, mein Vater."

„Ohne Zweifel, aber durch wen?"

„Durch wen anders, als durch die ehemaligen Beherrſcher des Bodens."

„Geh doch, Du ſcherzeſt meine Tochter; es iſt lange her, daß die armen Indianer von der Oberfläche des Bodens verſchwunden ſind."

„Dieſer Meinung bin ich nicht, mein Vater," bemerkte Don Ruiz.

„Um ſo mehr," beſtätigte Paredes, „da ich aus ſicherer Quelle weiß, daß der fragliche Stamm noch exiſtirt; er iſt einer der mächtigſten in dem großen Bunde der Papagos."

„Und Sie wiſſen, mein Vater, mit welch gewiſſenhafter Genauigkeit die Indianer ein ihnen anvertrautes Geheimniß bewahren."

„Das iſt wahr; aber in dieſem Falle muß doch Einer geſchwatzt haben.“

„Oder Eine,“ ſagte Donna Marianna ſchelmiſch.

„Meinetwegen auch Eine,“ hob der Marquez wieder an. „Da haben wir ſchon eine koſtbare Nachweiſung, wir wiſſen, daß Du einem Weibe die Kenntniß dieſer Mine verdankſt. Fahre fort, mein Kind!“

„Unglücklicherweiſe iſt es mir verboten, mein Vater, ein weiteres Wort zu ſagen.“

„Hm! verboten....“

„Ja, mein Vater. Uebrigens beruhigen Sie ſich, dieſe Mine gehört Ihnen wirklich; ſie iſt Ihr rechtliches Eigenthum; ihr Eigenthümer, oder vielmehr ihre Eigenthümerin, hat zu Ihren Gunſten darauf verzichtet.“

Don Hernando runzelte die Stirne mit unzufriedener Miene.

„Ein Almoſen,“ murmelte er.

„Nein, wohl aber ein Geſchenk, welches Ihnen anzunehmen erlaubt iſt, mein Vater, das ſchwöre ich Ihnen; auch hat ſich die Perſon, der Sie es verdanken, vorbehalten, ſich ſelbſt Ihnen zu erkennen zu geben, und hat mir verſprochen, daß dieſes bald geſchehen werde.“

Am folgenden Morgen ſuchte der Mayordomo auf Befehl des Marquez unter den Leuten, die ſich auf die Hacienda geflüchtet hatten, zehn Männer aus, in die man Vertrauen ſetzen konnte, und die Arbeiten in der Mine begannen alſobald.

Die Mine war in dem Zuſtande verlaſſen worden, in dem ſie ſich in dem Augenblicke befand, da nach vielen Jahren der Leichnam des Minengräbers wieder aufgefunden worden war; auch fand man allein in der ausgegrabenen Erde eine bedeutende Maſſe Gold, und nach vier oder fünf Tagen, war die gewonnene Summe hinreichend, nicht nur ſämmtliche Schulden des Marquez zu bezahlen, ſondern es blieb noch eine drei Mal ſo große Summe zu ſeiner Verfügung übrig.

Die ſehr gerechtfertigte Beſorgniß abgerechnet, welche die Befürchtung vor einem Angriff der Indianer hervorrief, war die Freude wieder auf der Hacienda eingekehrt; der Marquez hatte wieder ein lachendes Geſicht, ja, er ſchien verjüngt, ſo ſehr hat das Glück das Privilegium, die Menſchen umzuwandeln.

Der erſte Gedanke, den der Marquez faßte, war der, mit ſeinen Gläubigern abzurechnen, und überhaupt ſeine Angelegenheiten zu ordnen.

„Meine Tochter," ſprach er eines Abends zu Donna Marianna, in dem Augenblicke, da ſie ſich anſchickte, ſich für die Nacht in ihr Gemach zurückzuziehen, „Du haſt mir noch keine Antwort gegeben in Bezug auf die Werbung um Deine Hand, die Don Rufino Contreras an mich gerichtet hat, obgleich die acht Tage Bedenkzeit längſt abgelaufen ſind. Morgen wird Paredes die Hacienda verlaſſen, um gewiſſe wichtige Briefe in Betreff der Regelung meiner Angelegenheiten dem Senator zu eigenen Händen zu übergeben; ich wünſche dieſe Ge-

legenheit zu benutzen; welche Antwort soll ich Don Rufino zukommen lassen?“

Das junge Mädchen erröthete; doch endlich die sie bewegende Verwirrung überwindend, sagte sie mit einem leichten Zittern in der Stimme:

„Ich fühle mich allerdings sehr geehrt durch die Werbung des Caballero, mein Vater, aber finden Sie nicht, wie ich, daß der Augenblick schlecht gewählt ist für ein Heirathsgesuch, da wir in jedem Augenblicke von den schrecklichsten Gefahren bedroht sind?“

„Allerdings, mein Kind, auch will ich Deiner Neigung durchaus keinen Zwang anthun. Ich werde in diesem Sinne dem Senator antworten, aber wenn er indessen selbst kommt, eine Antwort zu holen, was werden wir alsdann thun?“

„Es wird Zeit genug sein, daran zu denken, wenn er da ist, mein Vater,“ erwiderte sie lächelnd.

„Nun, nun, es mag darum sein,“ erwiderte er schlau, „ich habe Unrecht, so lange auf diesem Gegenstande zu beharren. Gute Nacht, mein Kind, schlafe wohl; ich werde vielleicht die ganze Nacht auf bleiben, um mit Deinem Bruder in meinem Kabinet zu schreiben.“

Das junge Mädchen zog sich zurück.

„Senor Marquez,“ sagte Paredes, der plötzlich die Thüre aufriß, „entschuldigen Sie, daß ich Sie so spät noch störe; aber Marianno, der Tigerjäger, ist mit seiner ganzen Familie in der Hacienda angekommen, und bringt so sonderbare und schreckliche Nachrichten mit,

daß Sie vielleicht vorziehen werden, sie aus seinem, statt aus meinem Munde zu hören."

„Was sagt er denn?" fragte Don Ruiz, der in diesem Augenblicke zu einer andern Thüre herein kam.

„Er sagt, daß sich die Rothhäute erhoben hätten, daß sie Quitovac überfallen, die Häuser niedergebrannt und alle Einwohner massacrirt hätten."

„Abscheulich!" rief der Marquez.

„Unser armer Vetter," setzte der junge Mann hinzu.

„Es ist ja wahr, unser unglücklicher Verwandter war dort Platzcommandant. Welch' ein entsetzliches Mißgeschick! Lassen Sie den Tigerjäger hereinkommen, Paredes; holen Sie ihn sogleich her!"

Marianno kam herein. Er erzählte in allen Einzelheiten, jedoch mit einer gewissen Uebertreibung, die in unserem vorigen Kapitel geschilderten Thatsachen, welche Mittheilung seine Zuhörer mit starrem Entsetzen erfüllte.

Unter allen unbegreiflichen Ereignissen, die täglich auftauchen, ist eins, das nie erklärt werden wird, nämlich die Schnelligkeit, womit sich böse Nachrichten bis in beträchtliche Entfernungen verbreiten.

So war denn auch der Sturm auf, und die Einnahme von Quitovac nur allzuwahr, alle von Marianno mitgetheilten Einzelheiten hatten sich ereignet, wenigstens dem Grunde nach, aber wie konnte der Tigerjäger von Thatsachen unterrichtet sein, die kaum vor drei Stunden in einer Entfernung von mehr als zehn Meilen von

Digitized by Google

der Hacienda vorgefallen waren? Er ſelbſt hätte es nicht zu ſagen gewußt, dennoch hatte er es erfahren, man hatte es ihm geſagt. Wer aber? Er wußte es nicht.

Dieſe ſchreckliche Nachricht erfüllte den Marquez mit den trübſten Erwägungen. Es war jetzt, da die Straßen aller Wahrſcheinlichkeit nach von Plünderern wimmelten und von den Indianern verlegt waren, nicht mehr daran zu denken, den Mayordomo nach Hermoſillo zu ſchicken; dieſe Reiſe wurde geradezu unmöglich; man mußte vielmehr unverzüglich auf die Vertheidigung der Hacienda bedacht ſein, um einen Angriff, der wahrſcheinlich nicht lange auf ſich warten laſſen würde, kräftig zurückzuſchlagen.

Trotz der vorgerückten Stunde war augenblicklich Alles in Bewegung in dem Toro; die Mauern wurden mit Vertheidigern beſetzt und die Hülfsposten in allen Theilen der Hacienda vertheilt.

Die Nacht verging völlig unter dieſen Vorbereitungen.

Zwei Stunden nach Sonnenaufgang, in dem Augenblick, da der Marquez vom langen Wachen ermüdet ſich anſchickte, ein Wenig Ruhe zu genießen, zeigten die Schildwachen die Annäherung einer ziemlich bedeutenden Truppe Reiter an, die in aller Schnelligkeit auf die Hacienda zuſprengten.

Der Marquez ſtieg auf die Mauer, nahm ein Fernrohr und ſchaute ins Weite.

Nach einigen Minuten erkannte er die Reiter für Mexikaner, obgleich er wegen der weiten Entfernung noch nicht unterscheiden konnte, ob es Soldaten oder Landleute seien.

Er ließ Alles in Bereitschaft setzen, um sie gebührend aufzunehmen, wenn sie etwa den Wunsch hegen sollten, die Hacienda zu berühren, was die von ihnen befolgte Richtung anzudeuten schien.

Eine ziemlich lange Zeit verging, bevor die Reiter die jetzt den heraufführenden Pfad eingeschlagen hatten, vor dem Thore der Hacienda anlangten.

Jetzt waren alle Zweifel gehoben, es waren Soldaten, und an ihrer Spitze befand sich der Senator Don Rufino Contreras und der Oberstlieutenant Don Markos de Niza.

Aber Anführer und Soldaten waren in solch' einem unordentlichen Zustande, so geschwärzt von Pulver, so besudelt von Staub und Blut, daß es augenscheinlich war, daß sie aus einem kürzlich stattgehabten Kampfe kamen, dem sie nur durch die Flucht entgangen waren.

Menschen und Pferde hielten sich nur noch künstlich aufrecht, denn sie waren nicht nur erschöpft durch die ausgestandenen außerordentlichen Strapazen, sondern auch durch den Riesenkampf, den sie bestanden, bevor sie, durch die Ueberzahl erdrückt, die Flucht ergriffen hatten.

Es war unnöthig, Fragen an sie zu richten, die sie doch nicht hätten beantworten können. Der Marquez

ließ ihnen alle mögliche Hülfe angedeihen, und befahl, daß man sie vor allen Dingen der ihnen so nöthigen Ruhe genießen lassen sollte.

Don Markos de Niza und der Senator Don Rufino Contreras hatten kaum die Kraft einige Worte hervorzubringen, um die fast brutale Art ihres Erscheinens zu erklären; dann aber der Müdigkeit und dem Bedürfniß nach Schlaf erliegend, verfielen sie in eine vollständige Unempfindlichkeit, aus der man sie nicht zu ziehen versuchte. Ein Jeder von ihnen wurde in ein Zimmer getragen.

Hierauf zog sich auch der Marquez in seine Zimmer zurück, es seinem Sohne überlassend, statt seiner über die Sicherheit der Hacienda zu wachen, die aller Wahrscheinlichkeit nach bald genug von den Rothhäuten überfallen werden würde.

Gegen drei Uhr des Nachmittags wurde eine neue Reitertruppe in der Ebene wahrgenommen.

Diese ziemlich zahlreiche Truppe bestand ausschließlich aus Jägern und Waldläufern.

Don Ruiz erkannte sie und befahl sie nahe kommen zu lassen.

Die Ankunft der Jäger, deren Zahl sich etwa auf hundert belaufen mochte, war ein großes Glück für die Hacienda, deren Vertheidiger dadurch vermehrt wurden.

Als er sie jedoch in den heraufführenden Pfad einreiten sah, bemerkte Don Ruiz in ihren Bewegungen eine solche Regelmäßigkeit und einen so freien Anstand,

daß ihm ein Zweifel wie ein Blitz durch den Kopf fuhr und der Gedanke an Verrath in seinem Gehirne auftauchte.

Er eilte sogleich an das äußere Thor der Hacienda, um Paredes den Befehl zu geben, die Pforten nicht zu öffnen.

Aber der Mayordomo fiel ihm bei dem ersten Wort gleich in die Rede:

„Sie haben wohl nicht recht ausgeschaut, Nino, da Sie mir einen solchen Befehl ertheilen?“

„Ich gebe ihn im Gegentheil, eben weil ich ausgeschaut habe,“ erwiderte er.

„Dann haben Sie schlecht gesehen,“ begann der Mayordomo wieder, „sonst würden Sie erkannt haben, daß der an der Spitze befindliche Reiter einer Ihrer ergebensten Freunde ist.“

„Von wem wollen Sie reden?“

„Von wem anders, als von Starkhand.“

„Starkhand kommt mit diesen Reitern?“

„Er reitet an der Spitze des Zugs.“

„O, dann laßt sie ein.“

„Das habe ich wohl gewußt.“

Die Jäger hatten nicht einmal nöthig, erst zu unterhandeln, sie fanden die Thore der Hacienda offen und ritten ohne Aufenthalt ein.

Don Ruiz erkannte wirklich Starkhand, der, auf ihn zureitend, ihm die Hand entgegenstreckte.

„Wollen Sie mir einen Dienſt leiſten, Don Ruiz?“

„Reden Sie,“ erwiderte der junge Mann.

„Ich habe zwei Worte in Gegenwart Ihrer Schweſter mit Ihnen zu reden.... Doch warten Sie einen Augenblick, eine andere Perſon muß dabei ſein. Vor der Hand wünſcht dieſe Perſon aus Gründen, die Sie bald würdigen lernen werden, im ſtrengſten Incognito zu bleiben. Haben Sie Nichts dagegen einzuwenden?“

Don Ruiz zögerte.

„Was fürchten Sie?“ hob der Jäger wieder an; „haben Sie keinen Glauben an mich? Halten Sie mich für einen Mann, der Ihre Höflichkeit mißbrauchen könnte?“

„Nein, dergleichen möchte ich nicht einmal vermuthen, darauf gebe ich Ihnen mein Wort.“

„Und ich gebe Ihnen das meinige, daß Sie mir vertrauen dürfen, Don Ruiz.“

„So handeln Sie denn nach Ihrem Gefallen!“

Der Jäger winkte. Ein Reiter ſtieg ab und kam herbei. Ein langer Mantel bedeckte ihn gänzlich und die breiten Ränder ſeines Huts waren tief über ſeine Augen geſchlagen. Er grüßte ſtillſchweigend den jungen Mann.

Obgleich höchſt angeregt durch dieſes Geheimthun, machte Don Ruiz doch nicht die geringſte Bemerkung, und nachdem er dem Mayordomo befohlen hatte, für

die neuen Ankömmlinge zu ſorgen, führte er ſeine Gäſte in einen Salon, in dem ſich Donna Marianna befand, welche mit einer Tamborſtickerei beſchäftigt war.

Als die Thüre aufging, erhob das junge Mädchen mechaniſch die Augen.

„O, Starkhand!“ rief ſie freudig.

„Ich ſelbſt, Senorita,“ erwiderte der junge Mann mit einer achtungsvollen Begrüßung; „ich komme, um Ihr Verſprechen in Anſpruch zu nehme.“

„Ich werde es halten, was auch geſchehen mag.“

„Haben Sie Dank, Senorita.“

„Ruiz,“ ſagte ſie zu ihrem Bruder mit tiefbebewegter Stimme, „bis ich es anders anordne, ſoll mein Vater einſtweilen die Anweſenheit dieſer Caballeros nicht wiſſen.“

„Was Du da verlangſt, Schweſter, iſt ſehr ſchwierig auszuführen; bedenke, welch' eine ungeheuere Verantwortlichkeit ich dadurch auf mich nehmen.“

„Ich weiß es, Ruiz, aber es muß ſein, guter Bruder. Es handelt ſich um mein Glück,“ rief ſie mit bittend gefalteten Händen. „Was fürchteſt Du? Kennſt Du dieſen Jäger nicht?“

„Ihn kenne ich wohl, und bin ihm ſogar große Verbindlichkeiten ſchuldig, aber ſein Begleiter?“

„Ich bürge Dir für ihn, Ruiz.“

„So weißt Du alſo, wer er iſt?“

„Was liegt daran, ob ich es weiß, Bruder? Ich bitte Dich, geſtehe mir meine Forderung zu.“

„Du verlangst es?“

„Ich wiederhole Dir, daß ich Dich darum bitte.“

„Es sei; um Deinetwillen werde ich schweigen.“

„O Dank, Dank, mein Bruder.“

In diesem Augenblicke vernahm man ein Geräusch von Schritten im Nebenzimmer.

„Was ist zu thun?“ murmelte das junge Mädchen.

Starkhand legte einen Finger auf die Lippen, und seinen Gefährten mit sich fortziehend, der durch den dichten Mantel, in den er eingehüllt war, eher einem Gespenst, als einem Menschen glich, verschwand er hinter einer Portiere. In demselben Augenblick ging eine Thüre auf und zwei Personen traten ein.

Diese beiden Personen waren Don Markos de Niza und der Senator Don Rufino Contreras.

Kaum hatten sie die ersten Höflichkeiten mit Don Ruiz und Donna Marianna ausgetauscht, als der Marquez dazu kam.

„Endlich sind Sie beiderseitig auf den Beinen,“ rief er fröhlich; „beim Himmel, Sie befanden sich bei Ihrer Ankunft in einem wahrhaft kläglichen Zustande, es freut mich, daß Sie sich wieder erholt haben.“

„Tausend Dank für Ihre Gastfreundschaft, Vetter, wir waren ihrer sehr benöthigt.“

„Reden wir nicht davon; ich danke um so mehr dem Zufall, der uns zusammenführt, Don Rufino, als ich mir vorgenommen hatte, unverzüglich an Sie zu schreiben.“

„Theurer Senor!“ ſagte der Senator mit einer Verbeugung.

„Erwarteten Sie nicht eine Antwort von mir?“

„In der That, aber ich wagte nicht zu hoffen . .“

Der Marquez ſchnitt ihm das Wort ab.

„Beſchäftigen wir uns vor allen Dingen mit Dem, was die meiſte Eile hat,“ ſagte er lächelnd. „Don Rufino, Sie haben ſich als wahrer Freund gegen mich benommen, erlauben Sie mir, Ihnen das zu bezeugen. Durch ein Wunder, denn ich kann nur einem Wunder das mir widerfahrene Glück zuſchreiben, bin ich in den Stand geſetzt, meine Angelegenheiten zu ordnen und Ihnen meine Schuld abzutragen, obgleich ich, das dürfen Sie überzeugt ſein, nie die mir von Ihnen geleiſteten Dienſte und die Verpflichtungen vergeſſen werde, die ich gegen Sie eingegangen bin.“

„Durch dieſe unerwarteten Worte auf's Tiefſte ergriffen,“ erbleichte der Senator und warf einen verſtohlenen Blick auf den Oberſtlieutenant, welcher mit Wärme rief:

„Sie haben weit größere Verpflichtungen gegen den Senator, als Sie es vermuthen, Vetter.“

„Was wollen Sie ſagen, Vetter?“ fragte der Marquez mit Erſtaunen.

„Ich will ſagen, daß Don Rufino, die glückliche Wendung in Ihren Verhältniſſen nicht ahnend, von dem Wunſche beſeelt, Sie der ſchrecklichen Lage zu entreißen, in der Sie ſich befanden, alle von Ihnen unterſchriebenen

Wechsel aufkaufte, und, sobald er in deren Besitz war, mir dieselben mit der dringenden Bitte übergab, sie zu vernichten. Sehen Sie," setzte er, ein Bündel Papiere aus seiner Brusttasche ziehend, hinzu, „hier sind sie, Vetter."

Die verschiedenen Zuschauer dieses unerwarteten Auftritts befanden sich unter der Gewalt eines sonderbaren Eindrucks. Don Ruiz und seine Schwester wechselten einen trostlosen Blick mit einander, denn sie begriffen, daß der Marquez seine Einwilligung zu der Heirath des jungen Mädchens mit dem Senator nun nicht mehr versagen konnte.

„O," rief der Marquez, „ich kann einen solchen Beweis von Großmuth nicht annehmen."

„Von Seiten eines Fremden ohne Zweifel," antwortete Don Rufino mit einschmeichelndem Tone, „aber ich hatte gehofft, ein solcher nicht für Sie zu sein, theuerster Senor."

Es herrschte ein tiefes Stillschweigen.

„Was in diesem Augenblick vorgeht, ist so sonderbar, ich fühle mich so unvermuthet überrascht," begann der Marquez wieder, „meine Gedanken verwirren sich dermaßen in meinem Kopfe, daß ich Sie bitten muß, Don Rufino, die Fortsetzung dieses Gesprächs auf morgen zu verschieben. Bis dahin werde ich Zeit haben, mein kaltes Blut wieder zu erlangen, und dann werde ich Ihnen, das dürfen Sie mir glauben, antworten, wie ich es thun muß."

„Theurer Senor, ich empfinde das Zartgefühl, das aus Ihren Worten ſpricht, und werde ſo lange warten, als es Ihnen gefällt," antwortete der Senator mit einer Verbeugung und warf dabei einen leidenſchaftlichen Blick auf Donna Marianna, die bleich und zitternd daſtand.

„Ja," hob der Oberſtlieutenant an, „ja, verſchieben wir die ernſten Geſchäfte auf morgen; der Stoß, den wir erlitten, war zu heftig, als daß wir jetzt gehörig im Stande ſein ſollten, wichtige Verhandlungen zu pflegen."

„Was iſt Ihnen denn zugeſtoßen? Ich hoffe doch nicht, daß ſich die Heiden des Goldlagers von Quitovac bemächtigt haben?"

„Doch, Vetter! Quitovac ward von den Rothäuten eingenommen, geplündert und in Brand geſteckt; nur mit großer Mühe iſt es uns gelungen, durch die Flucht zu entkommen; durch unerhörte Gefahren mußten wir uns winden, und nur nach zahlloſen Strapazen ſind wir ſo glücklich geweſen, die Hacienda zu erreichen."

„Das ſind ja unglückſelige Nachrichten, Vetter! man hatte mir es zwar bereits geſagt, aber ich hatte es nicht glauben wollen."

„Es iſt unglücklicherweiſe nur zu wahr."

„Nun ſind Sie, Gott ſei Dank, in Sicherheit, Vetter. Was Sie betrifft, Don Rufino, ſo fühle ich mich glücklich, daß Sie dieſer entſetzlichen Schlachterei entgangen ſind, denn Sie ſind kein Soldat."

Digitized by Google

„Nein, er iſt ein Mörder," ſprach plötzlich eine tiefe Grabesſtimme und eine Hand legte ſich ſchwer auf die Schulter des Senators.

Die Anweſenden wandten ſich voll Schrecken um. Der Begleiter von Starkhand hatte Hut und Mantel abgeworfen und ſtand düſter und drohend hinter dem Senator.

„O Rodolfo! Don Rodolfo!" rief dieſer, voll Entſetzen zurückweichend.

„Mein Bruder, biſt Du es wirklich, den ich nach ſo vielen Jahren wiederſehe?" rief der Marquez mit einer Bewegung nach dem Unbekannten hin.

Das Feuerauge flüſterte das junge Mädchen.

Der Sachem ſtieß mit dem Ausdruck der tiefſten Verachtung den vernichteten Senator zurück und trat mitten unter die Gruppe.

„Ja, ich bin es, mein Bruder, der nach zwanzig Jahren in das Haus ſeiner Väter zurückkehrt; ich, der Verbannte, der Enterbte, ich komme, um den letzten Repräſentanten meiner Familie zu retten."

„O, mein Bruder! Mein Bruder!" rief der Marquez ſchmerzlich.

„Erhole Dich, Hernando, ich trage Dir weder Haß noch Groll nach; ich habe Dich im Gegentheil ſtets geliebt, und obgleich ich ferne von Dir war, ſo habe ich Dich doch nie aus den Augen verloren. Komm' in meine Arme, Bruder, laß uns die Vergangenheit

vergessen, um nur an die Freude der Wiedervereinigung zu denken."

Der Marquez warf sich weinend in die Arme seines Bruders, Don Ruiz und Donna Marianna thaten es ebenfalls, und einige Minuten lang herrschte ein nicht unterbrochener Austausch von Liebkosungen unter den Mitgliedern dieser so lange getrennten Familie.

„Mir hast Du es zu verdanken, daß Du die Summe erhieltest, die Paredes in Hermosillo erhalten sollte, hob nun Don Rodolfo an; mir verdankst Du auch eine Entdeckung der Goldmine, die Dich rettet. Aber ich bin nicht nur hieher gekommen, um Dich und die Deinigen zu umarmen, mein Bruder, sondern ich bin gekommen, um Gerechtigkeit an einem Schurken zu üben. Dieser Mensch," fuhr er fort, indem er mit dem Finger auf den Senator deutete, der vor Wuth und Schrecken zitterte, „dieser Mensch war mein Stallknecht, er hat den Versuch gemacht, mich zu bestehlen, mich feigerweise als Meuchelmörder von hinten zu ermorden; er ist auch der Mensch, dessen dunklem Treiben es gelungen war, Dich zu täuschen, und dem Du Deine Tochter zu geben im Begriffe standest. Er strafe mich Lügen, wenn er es wagt."

„Ha!" rief der Senator mit einer wuthvollen Bewegung.

„Elender!" rief der Marquez. „Herbei, herbei, meine Diener, bemächtigt Euch dieses Ungeheuers."

Mehre Diener kamen in den Saal gestürzt.

Aber bevor ſie bis zu Don Rufino gelangten, war dieſer mit einem Tigerſatz auf Don Rodolfo zugeſprungen und hatte ihm einen Dolch in die Bruſt geſtoßen.

Der Sachem fiel mit einem Schmerzensſchrei in die Arme ſeines Sohnes und ſeines Bruders.

Als das Verbrechen begangen war, ſchleuderte der Mörder ſeine Waffen fort und einen herausfordernden Blick voll befriedigter Rache auf die verſteinerten Anweſenden werfend, ſagte er:

„Jetzt macht mit mir, was Ihr wollt, ich bin gerächt.“

## X.

### Das Leichenbegängniß eines Sachem.

Seit dem Morde, den Don Rufino an Don Rodolfo de Moguer begangen hatte, waren zwei Tage vergangen.

Die Papagos hatten ſich, ohne den geringſten Widerſtand zu finden, der Hacienda bemächtigt, deren Thore weit offen ſtanden, denn der Schrecken und das Entſetzen, das die Mexikaner über dieſe Gräuelt

empfanden, war so groß, daß Niemand an Vertheidigung dachte.

Wir müssen jedoch den Rothhäuten die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu erzählen, daß sie im Widerspruch mit ihren sonstigen Gewohnheiten keinen Exceß auf der Hacienda begingen, ob in Folge erhaltener höherer Befehle, oder aus Schmerz über die Verwundung ihres großen Sachem, das müssen wir unentschieden lassen.

Gleichzeitig mit den Indianern, war auch Donna Esperanza in Begleitung des Paters Serapio angekommen.

Sie und Donna Marianna verließen das Bett des Verwundeten nicht.

Don Hernando war untröstlich.

Der Oberstlieutnant verzieh es sich nicht, daß er den Senator einen Augenblick für einen ehrlichen Mann gehalten hatte.

Alle Bewohner der Hacienda waren in die größte Trostlosigkeit versunken.

Don Rodolfo allein sah den Tod mit heiterer Stirne herannahen.

Pater Serapio legte ihm den ersten Verband auf die Wunde; die Nacht verging ziemlich ruhig; am Morgen kam der Mönch in das Krankenzimmer.

Mit einem Wink entfernte Don Rodolfo seine Frau und seine Nichte, die die Nacht über bei ihm gewacht hatten.

„Jetzt haben wir mit einander zu reden, Pater,“ ſagte er, nachdem ſie das Zimmer verlaſſen hatten, und er war ihm behülflich, den Verband abzunehmen.

Die Stirne des Mönchs wurde kraus.

„Nicht wahr, ich bin verurtheilt?“ fragte Don Rodolfo, der auf dem Geſichte des Mönchs aufmerkſam den ihn bewegenden Empfindungen folgte.

„Gott kann ein Wunder thun,“ ſtotterte der Franziskaner mit ſchwacher Stimme.

Der Sachem lächelte ſanft.

„Ich verſtehe Sie,“ ſagte er; „antworten Sie mir alſo frei und aufrichtig: Wie viel Stunden habe ich noch zu leben?“

„Wozu Das, mein lieber Senor....“ murmelte der Mönch.

„Pater Serapio,“ unterbrach ihn der Häuptling mit feſter Stimme, „ich muß es wiſſen, um meine irdiſchen Angelegenheiten zu ordnen, bevor ich vor Gott erſcheine.“

„Sie verlangen, daß ich Ihnen die Wahrheit ſage?“

„Ich bitte ſie um die volle Wahrheit.“

Der arme Mann erſtickte einen Seufzer, und mit von innerer Bewegung gebrochener Stimme erwiderte er:

„Nun, wenn nicht ein Wunder geſchieht, ſo werden Sie gegen Sonnenuntergang Ihre Seele Ihrem Schöpfer zurückgeben.“

„Ich danke Ihnen, mein Freund,“ ſagte der Sachem, ohne daß ſein ſtrenges Geſicht die mindeſte Spur v[illegible]

Erregung zeigte; „erſuchen Sie meinen Bruder, zu mir zu kommen, ich habe mit ihm zu reden. Halten Sie meine Frau und meine Nichte fern von mir, bis ich ſie rufen laſſe. Gehen Sie, Pater, wir werden uns noch ſehen, bevor ich ſterbe.“

Der würdige Mönch entfernte ſich, indem er ſein Schluchzen zu erſticken ſuchte.

Das Geſpräch der beiden Brüder dauerte lange.

Don Hernando hatte ſich viel Fehler verzeihen zu laſſen von Dem, deſſen Stelle er eingenommen hatte.

Aber ſtatt ihm Vorwürfe zu machen, verſuchte Don Rodolfo vielmehr, ihn zu tröſten, ſprach mit munterer Stimme mit ihm, erinnerte ihn an die glücklichen Tage ihrer Kindheit, und dankte mit überwallendem Herzen dem Bruder, daß er ihm die ſchwere Laſt der Aufrechthaltung der Familienehre abgenommen hatte, um ihn nach ſeinem Geſchmack und ſeinen Neigungen leben zu laſſen.

Noch vieles Andere wurde geſprochen, in Folge deſſen ſich der Marquez mit bleichem Geſichte und mit Thränen in den Augen zurückzog, die er vergebens zurückzuhalten ſuchte, um die letzten Stunden des Mannes nicht zu trüben, deſſen große Seele endlich in dieſer feierlichen Stunde von ihm erkannt wurde, dieſes Bruders, den er ſo grauſam verkannt und der ſogar ſein Leben aufgeopfert hatte, um das Glück zu ihm zurück zu führen.

Donna Marianna und Donna Esperanza kamen

mit dem Pater Serapio wieder in das Zimmer des Sterbenden.

Einige Augenblicke ſpäter erſchien auch der Marquez wieder in Begleitung von Starkhand.

Trotz ſeiner indianiſchen Erziehung und ſeines angeeigneten Stoicismus, kniete der junge Mann ſchluchzend neben dem Lager ſeines Vaters nieder.

Einige Minuten lang ſprachen Vater und Sohn mit leiſer Stimme mit einander. Niemand außer Gott, weiß, welche Worte dieſe beiden auserleſenen Naturen in dieſer kurzen Unterredung miteinander austauſchten.

„Tritt her, Nichte," ſagte endlich Don Rodolfo zu Mariannen.

Das junge Mädchen kniete weinend neben dem Jäger nieder.

Der Greis betrachtete einen Augenblick mit Rührung dieſe beide jungen, von Leiden gebleichten Geſichter, die ſich fromm über ihn hinbeugten; dann verſuchte er ſich im Bette aufrecht zu ſetzen, einerſeits von Donna Esperanza, andrerſeits von ſeinem Bruder unterſtützt.

„Liebe Nichte," ſagte er mit vor Rührung zitternder Stimme, „antworte mir, wie Du Gott antworten würdeſt, denn wie Du weißt, gehören die Sterbenden der Erde nicht mehr an. Liebſt Du meinen Sohn?"

„Ja, Oheim," erwiderte das junge Mädchen unter Thränen, „ja, ich liebe ihn."

„Und Du, mein Sohn Diego, liebſt Du Deine Couſine?"

„Ja, ich liebe ſie, mein Vater," erwiderte er mit von Schmerz und Rührung gebrochener Stimme.

Don Rodolfo ſah ſeinen Bruder an. Der Marquez verſtand dieſen Blick.

„Segne unſere Kinder, mein Bruder," ſagte er; „nach dem mir von Dir ausgedrückten Wunſche wird der Pater Serapio ſie vor Dir verbinden."

Der Verwundete legte ſeine zitternden Hände auf die Häupter der beiden jungen Leute.

„Kinder, ich ſegne Euch, ſeid glücklich," ſagte er mit volltönender Stimme und mit einem Ausdruck unausſprechlicher Zärtlichkeit.

Und durch die gemachten Anſtrengungen erſchöpft, fiel er halb ohnmächtig auf ſein Lager zurück.

Als er durch die Sorgfalt der Donna Esperanza und des jungen Mädchens wieder zum Bewußtſein gekommen war, erblickte er einen ſeinem Bette gegenüber aufgerichteten Altar. Zufolge des von ihm ausgedrückten Wunſches, daß die Vermählung ſogleich ſtattfinden möge, las Pater Serapio die Trauungsmeſſe, dabei von Joſe Paredes bedient, der heiße Thränen weinte. Als der Eheſegen ausgeſprochen war, empfing Don Rodolfo die Serbeſacramente unter den Thränen und dem Schluchzen aller Anweſenden.

„Jetzt, meine Freunde," ſagte er, „jetzt, da ich meine Pflichten als Chriſt und als ſpaniſcher Edelmann erfüllt habe, jetzt muß ich auch meine Pflichten als

indianiſcher Häuptling erfüllen; laßt die Krieger der Papagos hereinkommen.“

Die Thüren wurden aufgethan, die Krieger kamen herein; ſie waren traurig, düſter und geſammelt.

Um ſie zu empfangen, hatte ſich der Sachem, durch ſeinen Sohn Starkhand unterſtützt, auf ſeinem Lager aufgerichtet.

Die Krieger umringten ſchweigend das Bett, worauf ihr verehrter Häuptling ruhte; unter ihnen befand ſich der Sperber und auch der Pecari.

Feuerauge ließ einen Augenblick den ſichern Blick über den Kreis gleiten, dann nahm er mit ruhiger, wohltönender Stimme das Wort:

„Der Herr des Lebens,“ ſagte er, „beruft mich unvermuthet zu ſich. Ich bin nicht in einem Kampfe, ſondern unter dem Dolch eines feigen Mörders gefallen; ich bedaure, meine Nation verlaſſen zu müſſen, bevor das Werk vollendet iſt, das ich zu ihrem Glück mir aufgegeben hatte. Was ich nicht Zeit hatte, zu thun, wird ohne Zweifel ein Anderer vollenden; mögen meine Brüder den Krieg fortſetzen, den ſie ſo glücklich und glorreich angefangen haben, ich verlaſſe ſie, aber mein Geiſt bleibt unter ihnen. Mögen die Krieger meiner Nation nie vergeſſen, daß der Herr des Lebens ſie frei geſchaffen hat, und daß ſie frei leben und ſterben ſollen. Die Papagos ſind tapfere Männer, ſind unüberwindliche Krieger, die Sclaverei iſt nicht gemacht für ſie. Im Begriff vor dem Herrn des Lebens zu erſcheinen,

bitte ich die Häuptlinge, nicht zu vergeſſen, daß die mich umringenden Weißen zu meiner Familie gehören. Wenn meine Brüder nach meinem Tode einige Erinnerung an das Gute bewahren, das ich beſtändig geſucht habe, ihnen zu thun, ſo werden ſie gut ſein gegen dieſe bleichen Geſichter, die ich liebe. Ich habe nur noch ein Wort hinzuzufügen: ich wünſche meine Seele dem Herrn des Lebens, unter der Hülle von Biſonhaut der Krieger meiner Nation, zurückzugeben, mitten unter meinem Volke; ich wünſche ferner, daß der gebräuchliche Ritus bei dem Tode eines Häuptlings, auch für mich ſtattfinden möge."

Bei dieſen Worten durchlief ein Freudenbeben die Reihen der rothhäutigen Krieger; ſie hatten innerlich gefürchtet, daß ihr Sachem nach Art der Weißen begraben werden wolle.

Der Pecari antwortete im Namen Aller:

„Die Wünſche unſers Vaters Feuerauge ſind Befehle für ſeine Kinder; nie, ſo lange der mächtige Bund der Papagos beſtehen wird, ſoll den bleichen Geſichtern, die er liebt, eine Beleidigung zugefügt werden. Unſer Vater ſterbe in Frieden, alle ſeine Wünſche werden getreulich von ſeinen Kindern erfüllt werden."

Ein Freudenblitz blickte in dem Auge des Sachems bei dieſem Verſprechen, das, wie er wußte, ſtreng gehalten werden würde.

Der Pecari hob wieder an:

„Die Häuptlinge der Papagos ſind traurig; ihr

Herz ist von Thränen geschwellt bei dem Gedanken, ihren Vater zu verlieren; sie fürchten, daß sein Tod die Ursache von großen Unordnungen in ihrem Bündnisse, sowie für die weitere Verfolgung des kaum begonnenen Kriegs sein wird."

„Ich gehöre meinen Söhnen bis zum letzten Augenblicke meines Daseins an; was kann ich für sie thun?"

„Mein Vater kann viel thun," antwortete der Häuptling.

„Meine Ohren sind offen; ich erwarte, daß mein Sohn sich erkläre."

„Die Häuptlinge," hob der Pecari wieder an, „und die großen Krieger des Bundes haben sich seit Sonnenaufgang um das Berathungsfeuer versammelt; sie wünschen, um alle Zwietracht unter sich zu vermeiden, daß unser Vater Feuerauge selbst seinen Nachfolger ernenne, weil sie überzeugt sind, daß die Wahl unsers Vaters nur auf einen tapfern und weisen Häuptling fallen kann, der würdig ist, Männern zu befehlen."

Der Häuptling sammelte sich einen Augenblick.

„Wohl," sagte er, „der Beschluß des Rathes ist weise, und ich billige ihn; der Sperber soll an meiner Stelle befehlen, wenn mich der große Geist abberufen haben wird; Keiner ist würdiger, der erste Sachem der Nation zu sein."

Der Sperber trat aus den Reihen hervor, that

einen Schritt vorwärts und verbeugte sich ehrfurchtsvoll dem Sterbenden.

„Ich danke meinem Vater für die große Ehre, die er mir anthut," sagte er; „aber ich bin noch zu jung, um berühmten Häuptlingen und Kriegern zu befehlen; ich fürchte, die mir auferlegte schwere Aufgabe nicht erfüllen zu können. Mein Vater hat einen Sohn; Starkhand ist einer der tapfersten Krieger unserer Nation, und seine Weisheit ist berühmt."

„Mein Sohn ist ein blasses Gesicht; er kennt nicht so gut, wie der Sperber, die Bedürfnisse der Papagos; der Sperber soll befehlen."

„Ich gehorche meinem Vater, weil er es durchaus haben will, aber Starkhand wird stets einer der großen Häuptlinge unserer Nation sein."

Ein schmeichelhaftes Gemurmel folgte auf diese geschickt angebrachten Worte.

„Ich danke meinem Sohn, dem Sperber, im Namen von Starkhand. Bescheidenheit steht einem berühmten Häuptling, wie mein Sohn einer ist, gar wohl an," begann der Sachem wieder; „der große Geist wird ihm das Rechte eingeben und er wird große Dinge verrichten, ich habe es gesagt. Billigen die Häuptlinge meine Wahl?"

„Wir hätten nicht besser wählen können," antwortete der Pecari; „wir danken aufrichtig unserm Vater, daß er durch Ernennung des Sperbers unsern liebsten Wünschen zuvorgekommen ist."

Digitized by Google

Dieſer in ſeiner Größe ſo einfache und ſo wahrhaft patriarchaliſche Auftritt hatte alle Anweſenden ergriffen, deren Bruſt durch Schmerz geſchwellt wurde.

Feuerauge hob wieder an:

„Ich fühle, daß meine Kräfte ſchnell ſinken, das Leben verläßt mich; bald wird mich der große Geiſt zu ſich berufen; meine Söhne ſollen mich unter ein Zelt meiner Nation tragen, damit ich meinen letzten Seufzer mitten unter ihnen aushauche.“

Starkhand, der Marquez, der Pecari und der Sperber hoben den Verwundeten ſanft auf ihre Schultern und trugen ihn in den erſten Hof der Hacienda, gefolgt von allen Anweſenden, die ſchweigend und in ſtiller Sammlung hintereinander her ſchritten.

Eine Hütte oder Zelt, welches aus über Pfählen geſpannten Biſonhäuten beſtand, die verſchiedene Thiergeſtalten vorſtellten, war in Bereitſchaft geſetzt worden, um den großen Häuptling aufzunehmen.

Man ſetzte das Bett, auf dem er lag, ſanft unter das Zelt nieder; die Blicke des Häuptlings waren nach der untergehenden Sonne gerichtet.

Alle Krieger und ihre Frauen, die durch Boten von der Verwundung des Häuptlings unterrichtet, in aller Eile auf die Hacienda gekommen waren, umgaben das Zelt in gedrängten Reihen. Selbſt die Mexikaner miſchten ſich unter die Menge und ein bleiernes Schweigen dehnte ſich über die Hacienda aus, in der doch mehr als ſechstauſend Perſonen vereinigt waren.

Alle Blicke waren auf den ſterbenden Sachem gerichtet, den die Glieder ſeiner Familie, der Pater Serapio und die bedeutendſten Häuptlinge der Papagos umſtanden.

Manchmal ſprach der Greis einige Worte aus, die er bald an den Mönch, bald an ſeinen Bruder, oder an die indianiſchen Krieger richtete.

Als die Sonne anfing, am Horizont zu verſchwinden, wurde dem Verwundeten das Athemholen ſchwerer, dann begann er zu keuchen, ſeine Augen verſchleierten ſich mehr und mehr, er vermochte nicht mehr zu ſprechen. Aber er behielt, in ſeiner Rechten vereinigt, die Hand ſeines Sohnes, die ſeines Bruders und die ſeines Weibes, und ſeine Linke umſchloß die Hand des Sperbers.

Plötzlich bewegte ein Nervenbeben den ganzen Körper des Sterbenden; ſeine Wangen färbten ſich wieder, ſeine halbgeſchloſſenen Augen öffneten ſich noch ein Mal; er ſetzte ſich ohne fremde Beihülfe im Bette auf, und mit ſtarker, klarer Stimme, die von Allen gehört wurde, rief er:

„Hier bin ich, o Herr! Lebt wohl, Papagos! Auf Wiederſehen, Esperanza, o Esperanza!“

Die Augen ſchloſſen ſich; eine gräuliche Bläſſe überzog ſein Geſicht, ſeine Glieder wurden ſteif, er fiel ſchwerfällig nach hinten und ſtieß einen tiefen Seufzer aus.

Er war todt.

Sein letzter Gedanke hatte seiner über Alles geliebten Gattin gegolten.

Das bis jetzt gewaltsam zurückgehaltene Schluchzen brach nunmehr mit der größten Heftigkeit unter der Menge aus.

„Unser Vater ist todt," rief der Sperber mit lautschallender Stimme.

„Rache," erwiderten die Rothhäute.

Wirklich lebte denn auch der Mörder des Häuptlings noch. Die Weißen, die dem sich vorbereitenden entsetzlichen Schauspiel nicht beiwohnen wollten, zogen sich sämmtlich zurück.

Nur Starkhand, der Oberstlieutenant, Paredes und Marianno blieben anwesend.

Der Leichnam des verstorbenen Sachem wurde alsobald von den Frauen des Stammes umringt; sie bemalten ihm den Körper mit bunten Farben, bekleideten ihn mit einem aus Bisonhaut verfertigten Gewande, banden ihm als Zeichen seiner Würde die Haare in einen Büschel, und streckten ihn auf einer schnell errichteten Erhöhung aus.

Jetzt wurde der Mörder herbeigeführt.

Er war bleich, aber entschlossen.

Der Sperber stellte sich zu Häupten des Leichnams und hielt ihm eine lange Grabrede, die oft durch das Schluchzen der Versammlung unterbrochen wurde; dann mit einer ausdrucksvollen Geberde auf den Mörd-

deutend, der in der Mitte der ihn bewachenden Indianer stand, sagte er:

„Beginnt mit der Marter!“

Augenblicklich wurden dem Elenden die Kleider abgerissen und man band ihn hierauf an einen zu diesem Zwecke schnell errichteten Pfahl.

Wir werden die martervolle Hinrichtung des Senators nicht beschreiben; unsere Feder sträubt sich, diese scheußlichen Einzelnheiten derselben niederzuschreiben; wir beschränken uns darauf, zu berichten, daß er lebendig geschunden wurde, worauf man ihm alle Knochenfügungen einzeln durchschnitt. Drei ewig lange Stunden hatte er unsägliche Schmerzen zu leiden, bevor er den letzten Seufzer aushauchte.

Darüber war es Nacht geworden. Als der elende Mörder todt war, luden einige dazu erwählte Krieger den Leichnam des Häuptlings auf ihre Schultern, und bei Fackelschein begaben sie sich in den Park an eine Stelle, die über einem Abgrunde hing.

Dort angelangt, wurde das prächtige Pferd des Häuptlings herbeigeführt; auf seinen Rücken wurde mit starken Riemen von Hirschhaut der Leichnam seines Herrn, in der einen Hand die Fahne seines Stammes, in der andern seine Flinte haltend, festgebunden; die Scalpe seiner Feinde wurden an dem Sattelbogen aufgehängt; seinen Hals und seine Arme schmückten Glasperlen und kupferne Zierrathen; dann führte man ihn unter dem Gestöhne der Frauen in die Mitte der auf

diesem ebenen Platze zu Pferde aufgestellten Krieger, die einen Halbkreis bildeten, dessen äußere Enden den Rand des Abgrunds berührten.

Nun fand ein Auftritt statt, dessen wilde Größe nur mit den üblichen Begräbnißfeierlichkeiten verglichen werden kann, die bei dem Tode der Barbarenhäuptlinge zur Zeit der großen Völkerwanderungen stattfanden, welche den Verfall des römischen Reichs herbeiführten.

Bei dem Scheine der Fackeln, deren röthliche, vom Winde bewegte Flammen der völlig dunkeln Landschaft dieses Theils des Parks ein phantastisches Ansehen gaben, wurde das Pferd in die Mitte des Halbkreises gestellt, und die Reiter, ihre Waffen schwingend, begannen mit wilder Kraft den Kriegsgesang anzustimmen.

Das erschreckte Pferd sprang mit dem Leichnam auf dem Rücken, dem jeder seiner Sprünge eine so schwingende Bewegung nach vor- und rückwärts gab, daß er wieder aufzuleben schien, wie toll auf dem freien Platz herum.

An den Rand des Abgrunds gekommen, wich das Pferd voll Entsetzen, mit dampfenden Nüstern zurück; dann plötzlich umkehrend, versuchte es die lebendige Mauer zu durchbrechen, die es einschloß und sich mehr und mehr um dasselbe verengerte.

Mehrmals erneuerte das Thier seinen Lauf und machte dieselben Versuche; doch endlich den Paroxismus der Furcht erreichend, von dem Geheul der Indianer verfolgt und durch ihre langen Spieße verwundet

richtete es ſich auf den Hinterfüßen in die Höhe, ſtieß ein furchtbares Gewieher aus, und ſtürzte ſich mit ſeiner Bürde in den Abgrund.

In demſelben Augenblicke erloſchen gleichzeitig alle Fackeln; eine Todtenſtille trat an die Stelle des Tumults und die Krieger zogen ſich zurück.

Am folgenden Morgen bei Sonnenaufgang verließen die Rothhäute die Hacienda, wohin ſie während der ganzen Dauer des Krieges, der noch drei volle Jahre in Anſpruch nahm, nicht wieder kamen.

Vielleicht werden wir eines Tags erzählen, wie der große Aufſtand der Manſo= und Bravo=Indianer endigte, der zu verſchiedenen Malen die mexikaniſche Republik beinahe ihre ſchönſten und reichſten Provinzen gekoſtet hätte.

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München

von C. H. Voigt in Penig.

# Inhalt.


Seite

Die Legende . . . . . 1.
Kidd taucht wieder auf . . . . . 17.
Verwickelungen . . . . . 35.
Zwei Prachtexemplare von Böſewichten . . . . . 52.
Eine freundſchaftliche Uebereinkunft . . . . . 69.
Die Hacienda del Toro . . . . . 86.
Der Park . . . . . 107.
Der Sturm auf Quitovac . . . . . 118.
Der Finger Gottes . . . . . 133.
Das Leichenbegängniß eines Sachem . . . . . 153.

Bayerische
Staatsbibliothek
München